Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936



Verlag von K. F. Koehler in Leipzig

Germanien Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Deutschen Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

---

Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Straße 12
Detmolder Schriftleitung: Detmold, Adolf-Hitler-Damm 12

Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig




Inhaltsverzeichnis

(Die mit einem Stern [*] versehenen Arbeiten sind bebildert)

Aufsätze

Seite

Seite

Erwecker der Vorzeit

(Seite 119)

Hieb und Stich

(Seite 365, 366, 367)

Fundgrube

(Seite 20, 21, 124, 125, 152, 153, 183, 220, 280, 281, 313)

Seite

Aus der Landschaft

(Seite 52, 54, 90, 91, 92, 153, 184, 185, 252, 282, 316, 318, 364)

Vorzeit im Brauchtum

(Seite 55, 56, 57)

Die Bücherwaage

(Seite 22, 23, 57, 58, 60, 93, 125, 126, 154, 155, 186, 187, 188, 221, 222, 253, 283, 284, 315, 316, 360, 361, 399, 400)

Zeitschriftenschau

Vereinsnachrichten

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936 Januar Heft 1

Unsere Zeitschrift Germanien

Die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V.“ hat sich im vergangenen Jahre dem „Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte“ angeschlossen. Sie hat sich damit eingegliedert in eine breitere Front aller derjenigen, die bewußt und mit dem Herzen Vorgeschichte im völkischen Sinne treiben oder — dazu erzogen werden müssen. Wie aber, wenn wir einmal bei dem Bilde bleiben, jede Truppe auch in einem größeren Verbande ihr besonderes Ziel hat, so bleiben auch der Vereinigung noch besondere Aufgaben.

Wir haben nun schon ein gutes Stück Weges hinter uns, und er war manches Mal wahrhaftig nicht leicht. Blicken wir nun zurück, so können wir wohl aus solchem Rückblick Sammlung und Kraft für ein weiteres Jahr neuer Arbeit gewinnen. Nehmen wir den äußeren Erfolg, so können wir zufrieden sein. Ohne Mittel, ohne Förderung und Unterstützung amtlicher Stellen — ja, in der Systemzeit ihnen höchst unerwünscht, begannen wir am 1. Heuert 1929 mit dem 1. Heft „Germanien“ für die völkische Vorgeschichte zu werben. Unsere Freunde wissen, daß unsere Arbeit ausging von der Osningmark, und man hat uns damals wohl gefragt, warum wir der neuen Zeitschrift nicht den Namen „Die Externsteine“ gegeben hätten. Gewiß, die Externsteine sind ein Sinnbild geworden, und gerade in den letzten beiden Jahren hat sich gezeigt, wie in der inneren Einstellung zu ihnen sich die Geister scheiden. Aber als Wilhelm Teudt damals den Namen „Germanien“ wählte, sollte er zeigen, daß es um mehr noch ginge, daß unsere Arbeit über das ganze Reich hin sich erstrecken sollte. Am Ende des ersten Jahres unserer Zeitschrift hatten wir kaum mehr als 200 Mitglieder. — Heute sitzen unsere Freunde in allen Gauen des Vaterlandes und darüber hinaus im Bereich der weitergreifenden Muttersprache; heute ist die Pflegstätte für Germanenkunde gegründet, und die Zahl derjenigen, die sie betreut hat, wächst von Monat zu Monat.

Aber äußerer Erfolg ist uns nur Mittel zum Zweck gewesen, und so wird es bleiben. Vorgeschichte — wie unendlich fern lag damals vielen alles das, was sie umschließt; damals und auch heute noch! Gleichsam, als ob die zeitliche Entfernung der Geschehnisse vom Heute ein Maß sein müsse für das innere Verhältnis zu ihnen! Völkische Vorge-

schichte, noch unmöglicher; vom Norden zum Süden blicken und nicht umgekehrt, wie die ängstlich gehütete Gewohnheit und zäh verteidigte Überlieferung war seit mehr als tausend Jahren! Karl I. förderte die lateinische Bildung, Ludwig der Kirchenfreund ließ die gesammelten germanischen Heldenlieder verbrennen, und elfhundert Jahre später versuchte Kardinal Faulhaber darzulegen, daß von einer eigentlichen Kultur der vorchristlichen Germanenzeit nicht die Rede sein könne.

Wir haben es von vornherein als unsere Aufgabe angesehen, deutsche Menschen aufzuschließen für eine Betrachtung der Vorgeschichte aus völkischer Schau heraus, gegen den Irrtum anzugehen, als ob Kultur erst durch Übernahme der Bildungsgüter der Spätantike und des Christentums in Germanien möglich gewesen sei. Wir haben es mit den Worten Fichtes aus der 8. Rede an die deutsche Nation gehalten und halten es fürder mit ihnen: „Freiheit war ihnen, daß sie eben Deutsche blieben, daß sie fortfuhren, ihre Angelegenheiten selbständig und ursprünglich, ihrem eigenen Geiste gemäß, zu entscheiden...; Sklaverei hießen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil sie dabei etwas andres, denn Deutsche, weil sie halbe Römer werden müßten." (S. „Germanien", 2. Folge, 1930/31, S. 99.)

Im Aufruf zur 1. Pfingsttagung im Jahre 1928 hieß es: Um der Bedeutung willen, die den Beziehungen eines Volkes zu seiner Vergangenheit für sein inneres Leben, seine Selbstbehauptung und seine Stellung innerhalb der Völkerwelt zugemessen werden muß, ist es in der gegenwärtigen Zeit dringend erwünscht, daß die neuen Erkenntnisse kräftig gefördert werden und sich baldigst durchsetzen. Gleichzeitig mit den Bestrebungen, daß der deutschen Vorgeschichte an den deutschen Hochschulen und Schulen endlich der gebührende Rang gegenüber der Altertumskunde der anderen Völker eingeräumt wird, sollte ein lebendiges Schaffen aller derer einsetzen, die die Aufgabe erkannt haben."

Im März 1934 schrieben wir in „Germanien": „Die deutsche Urgeschichte hat, seitdem wir den völkischen Staat haben, eine politische Aufgabe erhalten... Ein gesunder Staat ist nicht möglich ohne Ehre und Selbstachtung des Volkes, für das er die politische Form ist. Unsere Gegner im Weltkriege haben das genau gewußt, und deshalb gaben sie sich die größte Mühe, die Selbstachtung des deutschen Volkes zu zerstören. Der völkische Staat setzt voraus, daß sein Volk nicht nur heute, sondern von jeher wertvoll gewesen ist. Werden diese Werte herabgemindert, so wird durch solches Vorgehen zugleich der Wert des völkischen Staates überhaupt verkleinert.

Eine solche Wertminderung liegt vor, wenn unsere Vorfahren nach den verschiedensten Richtungen hin als „Barbaren" hingestellt werden, wenn man behauptet, „Kultur" sei ihnen erst durch gütige fremde Vermittlung aus fremdvölkischen Quellen gebracht worden. Solche Behauptungen sind zweifellos geeignet, die Selbstachtung unseres Volkes zu erschüttern. Gegen solche falschen Meinungen aufzutreten ist die Aufgabe der Urgeschichtsforschung, und somit ist ihre politische Bedeutung für die Gegenwart erwiesen."

Der Kampf gegen die „falschen Meinungen" ist noch längst nicht beendet, viel, sehr viel Arbeit ist noch zu tun. Meistens zähe Kleinarbeit; und in dieser Kleinarbeit stehen die Mitglieder unserer Vereinigung in treuer Verbundenheit. —

Es ist von jeher ein Unterschied gewesen zwischen den Mitgliedern unserer Vereinigung und den Lesern unserer Zeitschrift. Diese „nehmen mit Interesse zur Kenntnis" oder sie runzeln die Stirn (aus sehr verschiedenen Gründen), jene bekennen sich zur Vereinigung. Warum? Ist es lediglich ein „Gruppeninstinkt" oder ist es etwas anderes? Sie hätten ja schließlich ihre Kenntnisse über die deutsche Vorgeschichte auch aus einem ausgesprochen wissenschaftlichen Fachblatt nehmen können? Vielleicht, daß ihnen ein Fachblatt zu wissenschaftlich, d. h. zu schwer verständlich ist. Das ist sicherlich ein Grund. „Germanien" hat sich wenigstens immer bemüht, volkstümlich zu sein. Aber es sind noch andere Gründe da. Es läßt sich nicht leugnen, daß ein gewisses Unbefriedigtsein in bezug

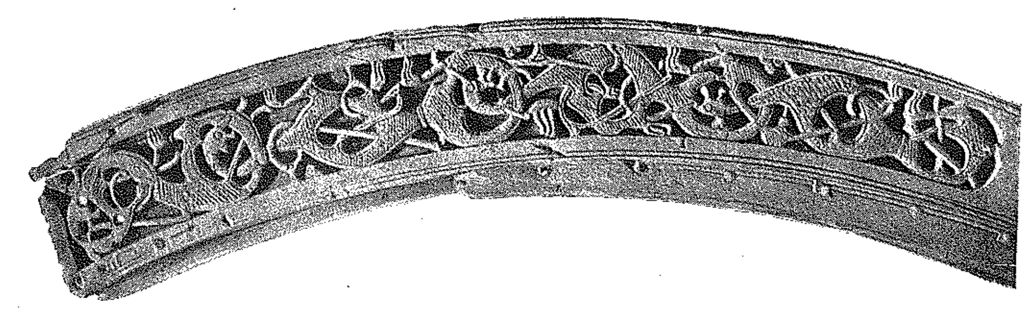
auf die Wissenschaft der Vorgeschichte aufgekommen war und teilweise noch vorhanden ist. Einen Teil der Ursachen zeigen uns die Worte, die Wilhelm Heinrich Riehl einmal über die Volkskunde geschrieben hat, und diese Betrachtung läßt sich ohne weiteres auch auf die Vorgeschichte anwenden: „Gerade bei der Geschichte der Volkskunde mögen wir recht sonnenklar erkennen, wie sich die Wissenschaft unterscheidet von dem bloßen Forschen und Aufspeichern. Was ist denn Wissenschaft? Sie ist nicht das bloße Wissen von einem Ding, nicht die bloße Kenntnis. Und wenn man die genauesten Kenntnisse, die schwierigsten Forschungen bergehoch aufeinandertürmt, so wird aus diesem babylonischen Turm doch niemals Wissenschaft. Wissenschaft ist Erkenntnis, die organisch sich aufbauende Summe der Kenntnisse von einem Ding. Nur wer ein Ding bis zum Grunde und aus seinem Grund kennt, der erkennt es. Erkenntnis ist also ein Begreifen der Dinge nach ihrem Wesen und Gesetz, nach ihrer inneren Notwendigkeit. Die bloße Kenntnis der Tatsachen des Volkslebens gibt niemals eine Wissenschaft vom Volke; es muß die Erkenntnis der Gesetze des Volkslebens hinzukommen und zu einem Organismus geordnet werden."

Auch in der Vorgeschichte ließ sich beobachten, daß Einzelkenntnisse bergehoch sich türmten, daß Arbeitsweisen Selbstzweck wurden, ohne daß das „Gesetz" klar ausgesprochen wurde: die Erkenntnis aus völkischer Schau und völkischer Wahrheit. Die Verpflichtung auf dieses Gesetz hebt die Eigengesetzlichkeit der Wissenschaft nicht auf: „Keineswegs fordern wir vom Gelehrten, daß er Sätze in seiner Wissenschaft unbewiesen und wider sein sachliches Gewissen annehme oder gar ständig bemüht sein solle, alle Ergebnisse seiner Wissenschaft stets ‚zu aktueller Bedeutung' oder sogenannten ‚nationalsozialistischen Ansichten' herauszufrisieren" (Hellmut Merzdorf, „Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft?" Pressedienst der Deutschen Studentenschaft vom 13. November 1935).

Damit läßt sich durchaus vereinbaren, daß wir von jeher die Laienforschung unterstützt und für ihre Berechtigung gekämpft haben. Nun ist allerdings grundsätzlich auf der vorjährigen ersten Tagung des „Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte" in Halle der Streit zwischen Wissenschaftlern und Laien beigelegt worden. Man muß sich da allerdings erst einmal klar werden, was unter „Laienforschung" verstanden werden soll. Laienforschung kann sehr verschieden aufgefaßt werden, und wird sehr verschieden aufgefaßt. Handelt es sich um Laien, um Liebhaber der Vorgeschichte, die auf den Wegen der Wissenschaft ihr Helfer sind, Fundstellen erkunden und Zufallsfunde bergen, um nur dies zu nennen, und schließlich sich so in die Wissenschaft einarbeiten, daß sie selber „Fachwissenschaftler" werden, so werden sie anerkannt. Aber um diese dreht es sich im Grunde gar nicht. Der Streit geht vielmehr um solche Laienforschung, wie sie Eugen Weiß in seinem Aufsatz zum 70. Geburtstag von Wilhelm Teudt beschrieben hat („Germanien", 2. Folge, 1930/31). Es hat u. a. sein Gutes, wenn ein Laienfreund, unbelastet vom fachlichen Rüstzeug, den Dingen nachgeht. Er kann frischer ausschreiten, er schreitet nicht tastend mit der abwägenden Vorsicht, zu der ein Wissenschaftler verpflichtet ist. Er kommt aus einer ganz anderen Richtung, aus ganz anderen Gebieten, und so kann er im wörtlichen Sinne „neue Gesichtspunkte" vermitteln. Natürlich muß die vorgetragene Meinung innere Vernunft haben — das ist selbstverständlich zu fordern. Wir brauchen hier nicht darzulegen, wie fruchtbar ein neuer, zunächst scheinbar abseitiger Gedanke werden kann. Aber auch das muß gesagt werden: wenn ein neuer Gedanke abzulehnen ist, so bringt der Kampf um ihn insofern Gewinn, als er Klärung bringt.

Diese beiden Hauptgebiete unserer Arbeit — Kampf gegen die Barbarenlüge, Auflockern festgetretenen Bodens — haben wir nun noch einmal umrissen, Wegweisung zu Beginn des neuen, siebenten Jahrgangs unserer Zeitschrift und eines neuen Jahres voller Arbeit.

16. 12. 1935 S.



Tierornament vom Achtersteven des Osebergschiffes

Die Wiedergeburt der altisländischen Handschriften

Von Dr. phil. Viktor Waschnitius, Kopenhagen[1]

Es gab eine Zeit — und diese liegt nicht so lange zurück, um nicht gelegentlich ihre Schatten auch in die Gegenwart zu werfen —, wo in der Germanistik, der hohen Wissenschaft von Sprache und Dichtung der Deutschen und der andern germanischen Völker, die Frage der Text-Überlieferung einen übergroßen Platz einnahm. Es war dies allerdings eine Aufgabe, um die man nicht herumkommen konnte. Ob sie aber wirklich zu einer solchen Entseelung und Geistlosigkeit besonders der Altgermanistik führen mußte, wie es vielfach der Fall gewesen ist, läßt sich billig bezweifeln. Ich hatte wohl nicht wenige Leidensgenossen, wenn sich mir als begeistertem jungen Studenten im offiziellen Universitätslehrbetrieb z. B. das Nibelungenlied in einem äußerst zusammengesetzten und dabei überdies noch höchst unsichern Stammbaum von Handschriften auflöste. Ein lebendiges Bild von diesen Handschriften wurde uns aber keineswegs geboten. Ein paar Probeseiten in den üblichen Literaturgeschichten ließen indes doch ahnen, daß in diesen alten Pergamenten mehr steckte, als was in dem, überdies gewöhnlich noch recht häßlichen Drucke der Lehrbücher und Ausgaben zu erraten war.

Diese Ahnung verstärkte sich, wenn man von den großen altisländischen Handschriften und ihren Schicksalen hörte. Namen wie Fagerskinna, das schöne Pergamentbuch, Morkinskinna, das Buch mit den verwitterten Blättern, Flateyarbok, das Buch von der Insel Flatey, hatten einen tieferen, poetischen Gehalt und verrieten, daß hier ein lebendiges Verhältnis zwischen Volksgeist und schriftlicher Urkunde am Werke gewesen sein mußte. Auch die Ehrfurcht, die gelegentlich und halb unbewußt selbst bei dem trockensten Philologen hervortrat, wenn er den Codex argentus des Wulfila oder den Codex regius der ältern Edda nannte, machte uns aufhorchen. An die Urkunden selbst kamen wir jedoch kaum heran.

All dies lag lange vor der Zeit, wo, und zwar gerade in Deutschland, der Sinn für die Schrift und das geschriebene Werk aufs neue erwachte. Auch das Unternehmen, worauf ich hier die Aufmerksamkeit des Kreises deutscher Freunde des Nordens hinlenken möchte, hat mit dieser Bewegung keinen unmittelbaren Zusammenhang. Die Wiedergeburt der altisländischen Handschriften durch ihre Zugänglichmachung in einwandfreien Faksimileausgaben ist das Werk des Dänen Ejnar Munksgaard, der teils als Buchfachmann, mehr aber noch aus einem persönlichen Verhältnis zu dem nordischen Schrifttum heraus sich für jene ersten Niederschriften von Edda und Saga zu interessieren begann und sich schließlich, nachdem er Alleininhaber des größten wissenschaftlichen Verlages Dänemarks geworden, zu dem, wirtschaftlich recht gewagten, Unternehmen entschloß, die altisländischen Manuskripte in mit allen Mitteln der modernen Technik ausgeführter Lichtdruck-Wiedergabe herauszubringen.

[1] Mit Genehmigung der Nordischen Gesellschaft, aus ihrer Zeitschrift „Der Norden", Heft Nr. 7, entnommen.

Es liegen jetzt sieben Bände dieser Corpus codicum Islandicorum medii aevi vor; diese enthalten: 1. die weiter unten näher besprochene Flateyarbok, eingeleitet von dem verstorbenen Kopenhagener Nordisten Finnur Jonsson, 2. den Codex Wormianus der Jüngern Edda, eingeleitet von dem Reykjaviker Professor Sigurdur Nordal, 3. den Codex Regius des altisl. Gesetzbuches Gragas, hgb. von Pall Eggert Olason, Prof. in Reykjavik, 4. den Codex Frisianus der Königs-Sagas, eingeleitet von Halldor Hermansson, Prof. an der Universität Ithaka, Vereinigte Staaten, 5. die Mödruvallabok, eine Sammelhandschrift wichtiger Isländer-Sagas, besorgt von Einar Ol. Sveinsson, 6. die Morkinskinna, Königs-Sagas enthaltend, hgb. von dem Kopenhagener Professor Jon Helgason, und schließlich 7. eine von Halldor Hermansson zusammengestellte Auswahl der Miniaturen und Initialen der Altisländischen Handschriften. Dieser Band ist mit vielen Farbentafeln versehen. Das ganze, in seiner Art in der Welt einzig dastehende Unternehmen ist auf 100 Foliobände berechnet. Daß aber diese große Ausgabe einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommt, geht aus dem Umstand hervor, daß von den ersten Bänden nur mehr 12 Exemplare bei dem Verlage übrig sind.

Die wissenschaftliche Bearbeitung der altisländischen Handschriften konnte bisher nur in Kopenhagen und in Stockholm erfolgen, wo sich der größte Teil dieser Manuskripte befindet. Sonst verfügen nur Upsala und die alte Sammlung der Braunschweiger Herzöge zu Wolfenbüttel über einige isländische Codices. Wichtiger als dieser mehr technische Übelstand, der auch sein Gutes hatte, war es indes, daß Island selbst den Verlust aller seiner alten Handschriften bitter empfinden mußte, und daß sich die aufstrebende Nordistik in den Vereinigten Staaten durch die für sie doppelt schwierige Zugänglichkeit der Manuskripte stark behindert fühlte. Durch die neue Faksimile-Ausgabe wird hier zum großen Teil Abhilfe geschaffen. Sie ermöglicht, ja erleichtert sogar durch die Vorteile des Lichtdruckes den Freunden altnordischen Schrifttums auf der ganzen Welt das Forschen aus den unmittelbaren Quellen und bietet den Isländern einen gewissen Ersatz des Verlorenen.

Die altisländischen Handschriften, die aus dem 13. und 14. Jahrhundert stammen, überliefern uns die altnordische Dichtung und Geschichtsschreibung in recht unverderbtem Zustand. Ohne die schriftliche Fixierung wären diese unersetzlichen Zeugnisse nordisch-germanischen Geistes, jedenfalls in ihrer alten Gestalt, auf immer verlorengegangen. An sich bedeutete allerdings die Niederschrift der bis dahin nur mündlich weitergegebenen Literatur eine Einräumung an die neue gelehrte Bildung, die sich nicht mehr auf dem lebendigen Wort des Skalden oder Sagamannes aufbaute, sondern das Buch zur Grundlage alles Wissens machte oder doch machen wollte. Auch auf Island war die Geistlichkeit der Träger dieser aus dem Süden eingedrungenen Kulturform, die auf den Schulen der beiden Bischofssitze und in den Klöstern besondere Pflege fand. Indes war das Christentum und mit diesem die neue Bildung erst recht spät auf der fernen Insel durchgedrungen, und bei der Vorherrschaft des fest in der Überlieferung verwurzelten Bauernadels kam es zu keiner scharfen Scheidung im isländischen Geistesleben. Das auf nordischem Boden erwachsene Kulturgebiet lebte auch in der neuen Zeit weiter, ohne im ursprünglichen Gehalt wesentliche Einbuße zu erfahren. Zu einer christlichen Reaktion gegen das alte Bildungserbe ist es auf Island, trotz gelegentlicher Ansätze, eigentlich niemals gekommen. So entgingen die Denkmäler des nordischen Altertums, die auf dem einsamen Neuland des nordgermanischen Raumes bewahrt blieben oder neu entstanden, dem traurigen Schicksal, das der Glaubenseifer Ludwig des Frommen den altdeutschen Heldenliedern bereitete. Erst der allgemeine politische und wirtschaftliche Nieder-

gang späterer Zeiten und das Aufkommen neuer Dichtformen haben die alte Literatur langsam in den Hintergrund gedrängt, und damit auch die Handschriften, in denen sie fortlebte. Indes hat das isländische Volk auch in den bittern Zeiten niemals die Achtung vor dem überlieferten Geistesgut verloren.

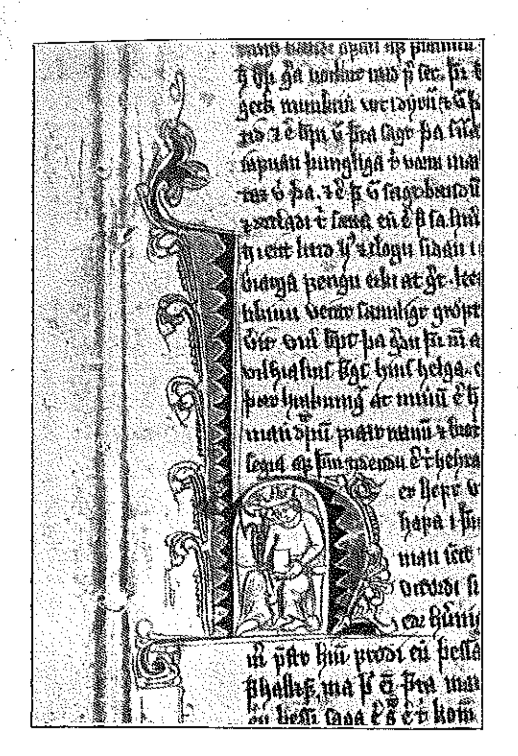
Gerade in der Geschichte der alten Handschriften zeichnet sich die Eigenart der isländischen Volkskultur deutlich ab. Wir wissen verhältnismäßig viel von den Schicksalen dieser geschriebenen Bücher, die heute zu den wertvollsten Urkunden altgermanischen Geisteslebens gehören. Einer der interessantesten Fälle ist die Geschichte der größten, schönsten und am besten erhaltenen Handschrift, des sogenannten Flateybuches, von der Ejnar Munksgaard eine kurze Darstellung gegeben hat.

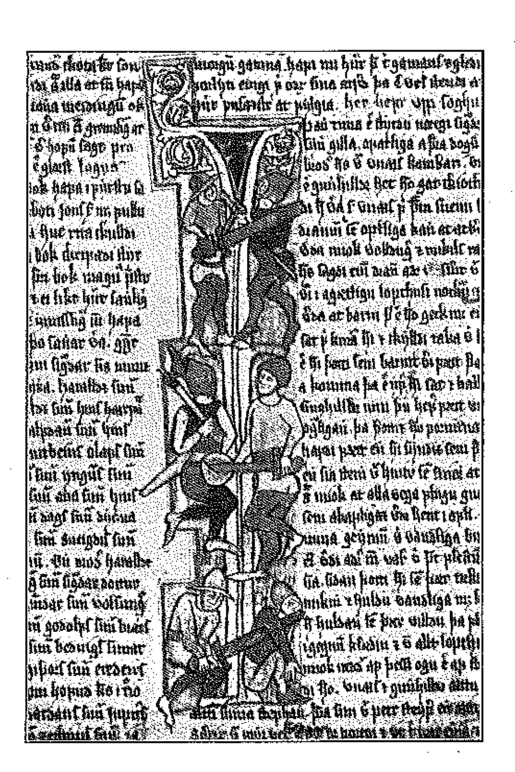
Dieser auf Schaf- und Kalbspergament geschriebene Codex von 450 großen Folioseiten wurde in den Jahren 1387 und 1394 auf dem Hofe Vididalstunga in Hunavatnssysla, Nordisland, auf Kosten des Häuptlings Jon Hakonarson angefertigt. Als Vorlage dienten wohl Handschriften, die aus dem nahegelegenen Kloster Thingeyrar geliehen wurden. Der Anreger und erste Eigentümer des Flateybuches wird auf der Rückseite des ersten Blattes genannt. Eine kurze Inhaltsangabe schließt mit den charakteristischen Worten: „Der allmächtige Gott und die Heilige Jungfrau Maria mögen die erfreuen, die es schrieben, und den, der es vorsagte." Mit dem Vorsager ist doch wohl ursprünglich der Sagaerzähler selbst gemeint. Das schöne Pergamentbuch war ein wertvolles Eigentum und wurde in der Nachkommenschaft der Schwester von Jon Hakonarson, Gudny, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und gelangte derart 2½ Jahrhunderte später in den Besitz des Bauern Jon Finsson, der einem bis in unsere Tage wohlbekannten und hochangesehenen Vestfiord-Geschlecht angehörte. In einer Eintragung, die von ihm als Eigentümer berichtet, wird mitgeteilt, daß das Buch von dem Vatersvater dem Vater und von diesem dem Enkel geschenkt worden war. Jons Großvater und Vater wohnten auf der Insel Flatey im Breidafjord, und von diesem Aufbewahrungsort hat die große Handschrift ihren volkstümlichen Namen erhalten.

Inzwischen hatte die völkische Wiedergeburtsbewegung des nordischen Barocks eingesetzt, und in den gelehrten Kreisen Dänemarks und Schwedens war das Interesse für die alten Handschriften auf Island erwacht, wo man mit Recht wertvolle Aufschlüsse über die sagenhafte Vorzeit des Nordens erwartete. Eine ganze Reihe dänischer Gelehrter, darunter als erster der Historiker Niels Krag und vor allem der Urgeschichtsforscher Ole Worm, haben sich um die Neuentdeckung des altnordischen Schrifttums großes Verdienst erworben. Auch die Schweden standen an Eifer nicht nach. Man war bei diesen Bestrebungen, die eine überraschende Parallele zu der klassischen Renaissance im 15. und 16. Jahrhundert darstellen, auf die Mitarbeit der Isländer selbst angewiesen, sowohl wegen des sprachlichen Verständnisses, als auch, um in den Besitz des wichtigen Quellenmaterials zu gelangen. In diesem Punkt hat der gelehrte Bischof von Skalholt, Magister Brynjolfur Sveinsson, der dänischen Wissenschaft wertvolle Dienste geleistet. Unter den altisländischen Handschriften, die er nach Kopenhagen abführte, war auch das Flateybuch.

Als Brynjolfur im Sommer 1647 anläßlich einer Visitationsreise die kleine Insel besuchte, bemühte er sich, dem Bauern Jon Finsson das alte Manuskript abzukaufen. Indes ließ sich dieser auch durch die weitgehendsten Angebote nicht hierzu bewegen. Als sich nun Brynjolfur zur Abreise anschickte und Jon ihn zum Schiffe begleitete, erklärte der Bauer ganz unvermittelt, daß er das Buch dem Bischof schenken wolle. Jeder Kenner der altisländischen Saga wird sofort gewahr werden, wie charakteristisch das Verhalten Jon Finssons mit der uns wohlvertrauten Eigenart der alten Isländer übereinstimmt. Hier wird die Geschichte der Handschrift selbst zur Saga.

Auf dem Allthing des Jahres 1656 ließ der König seinen Wunsch bekannt machen, „man solle hierzulande alle Altertümer, Sagas und alte Dokumente, von denen man





Proben aus altisländischen Handschriften.

Kunde erhält, zu Seiner Majestät Annehmlichkeit und Gebrauch und zur Vergrößerung seiner Bibliothek herbeischaffen", und Bischof Brynjolfur erklärte sich bereit, die Handschriften anzukaufen oder abschreiben zu lassen und an den König weiterzusenden, „so daß ein jeder dafür Ehre und Gunst erhalten solle, wie er es verdiene". Noch in dem gleichen Jahre ging die erste Handschriftensendung, bei der sich auch das Flateybuch befand, nach Kopenhagen ab. Als erster wertete der Historiker Torfaus diese neue Quelle für seine Geschichte Norwegens 1711 aus, die er in diesem Lande selbst schrieb.

Seitdem Torfaus das Flateybuch nach seinem norwegischen Landgut Stangeland ausgeliehen hatte, ist die Handschrift in der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen verblieben. Weder die norwegischen Gelehrten, die 1868 die erste Druckausgabe besorgten, noch die Amerikaner, die 1893 die Handschrift wegen des hier enthaltenen Berichtes von der Entdeckung des neuen Weltteiles durch die kühnen Nordländer auf der Weltausstellung zu Chikago ausstellen wollten, erhielten die Erlaubnis, das wertvolle Manuskript auszuleihen. So führt die Geschichte des Flateybuches ganz organisch die Bedeutung der neuen Faksimile-Ausgabe vor Augen.

Auch die deutschen Freunde des nordischen Altertums werden das großzügige Unternehmen Ejnar Munksgaards mit Freuden begrüßen. Der Buchstabe braucht nicht den Geist zu töten, und am wenigsten die Handschrift aus alter Zeit, wo sie noch echt Ausdruckskunst war. Die nun allgemein zugänglich gemachten altisländischen Handschriften werden ohne Zweifel dazu beitragen, das Bild jenes bedeutungsvollen Zeitalters nordisch-germanischer Kultur voller und farbenreicher zu gestalten. Hier erstehen heilige Schriften im wahrsten Sinne des Wortes zu neuem Leben.



Abb. 1. Das angelsächsische Runenkästchen. Britisches Museum, London. Um 700. Nach links: Wieland vor dem Amboß und sein Bruder Eigil als Vogelfänger

Nibelungens Helden

Von William Anderson-Lund

Die Schicksale des Völsungengeschlechtes waren der beliebteste Stoff für die nordische Wikinger- und ältere mittelalterliche Kunst. Die geläufige Anschauung, daß der rege Verkehr zwischen Nordwestdeutschland und Norwegen seit dem 7. Jahrhundert die Kunde von dem Völsungen Siegfried nach Norden gebracht haben soll, trifft nicht zu. Gerade wie in Deutschland ist die Sigurdsage auch in Norden uralt und heimisch. So wie noch in unseren Tagen im Odenwald Siegfrieds Brunnen, wo Siegfried von dem finsteren Hagen erschlagen ist, oder das Brunhildenbett im Taunus und die Wielandsteine in der Schwäbischen Alb, gezeigt werden, gibt es auch im Norden eine Reihe von Plätzen, häufig bei oder auf Kult- und „Himmelsbergen“ gelegen, die mit diesen uralten Mythen in Verbindung gebracht werden können. Künftige Untersuchungen über schwedische Kultplätze werden in dieser und mehreren ähnlichen Fragen, besonders die altgermanische Religion betreffend, wohl viel Unerwartetes ans Tageslicht bringen und zur Stärkung des Heimatgefühls dienen.



Abb. 2. Hadersleben, Schleswig. Goldbrakteat 5. Jahrh. Sigurd versteht die Sprache des Vogels

Unzählige Gewebe im Norden haben also von der Nibelungensage erzählt; sogar in der Völsungensage selbst heißt es, daß Brunhilde, in der Frauenstube sitzend, die Großtaten Sigurds mit Gold auf Tuch gestickt. Noch heute zeigen uns Holzschnitzereien und Bildsteine in Schweden und Norwegen eine Anzahl Szenen von Wieland, dem kunstvollsten aller Schmiede. Sogar in spanischen Kirchen des 12. Jahrhunderts haben wir Szenen aus der Sigurdsage mit dem Drachentöter und dem Schmied am Amboß, mit Darstellungen aus der wilden Jagd gemischt, feststellen können. Ein beliebter Vorwurf war auch Gunnar in der Schlangengrube, welche zu der älteren Fassung des Nibelungen



Abb. 3. Der Ramsund-Stein, Provinz Södermanland, Schweden, mit Darstellungen aus der Sigurdssage Um 1025

liedes gehört, da diese Darstellung in der jüngeren deutschen nicht vorkommt. Dieser Vorfall ist z. B. zweimal in dem norwegischen Osebergfund aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, u. a. auf der Vorderseite des Wagens, erkannt, und dann auch auf dem Andreaskreuz auf der Insel Man, an mehreren Türen bei norwegischen Stabkirchen und auf einer Stuhlwange von der Kirche Hiterdal in Norwegen, vertreten. In Schweden sehen wir dieselbe Darstellung auf den Ritzungen am Ramsundsberge in der Provinz Södermanland von etwa 1025 und auf verschiedenen Runen- und Taufsteinen aus dem 11. und 12. Jahrhundert.

Mehrere nordische Kunstwerke erzählen uns von der schlummernden Jungfrau auf hohem Berg und ihrem Befreier von dem Drachen. Schon auf den schleswigschen Goldhörnern sehen wir Gestalten, die das Methorn überreichen, und auf den gotländischen Bildsteinen tritt der Reiter, der von einer Frau mit dem Horn beglückwünscht wird, häufiger vor. Andere Bilder, z. B. auf einem norwegischen Brautstuhl in der Stabkirche zu Heddal in der Telemark und in einem Türschmuck an der Kirche zu Fardhem auf der Insel Gotland, zeigen den Reiter mit dem Ring, die wohl als Sigurd auf dem Pferd Grane, den Andwarering bei seinem Ritt nach Brunhilde-Sigrdriva in der „Waberlohe“ tragend, gedeutet werden müssen. Der Andwareschatz wird durch den Ring dargestellt, und das ist dieser Schatz, den Sigurd durch Tötung des Drachen Fafnir gewinnt. Nach der Tötung des Drachen zog Sigurd nach Frankenland und erweckte dort die Walküre Sigrdriva aus dem Zauberschlaf, und zum Dank überreichte



Abb. 4. Lockne, Provinz Jämtland, Schweden. Taufe. Holz. 12. Jahrhundert. Gunnar in der Schlangengrube.

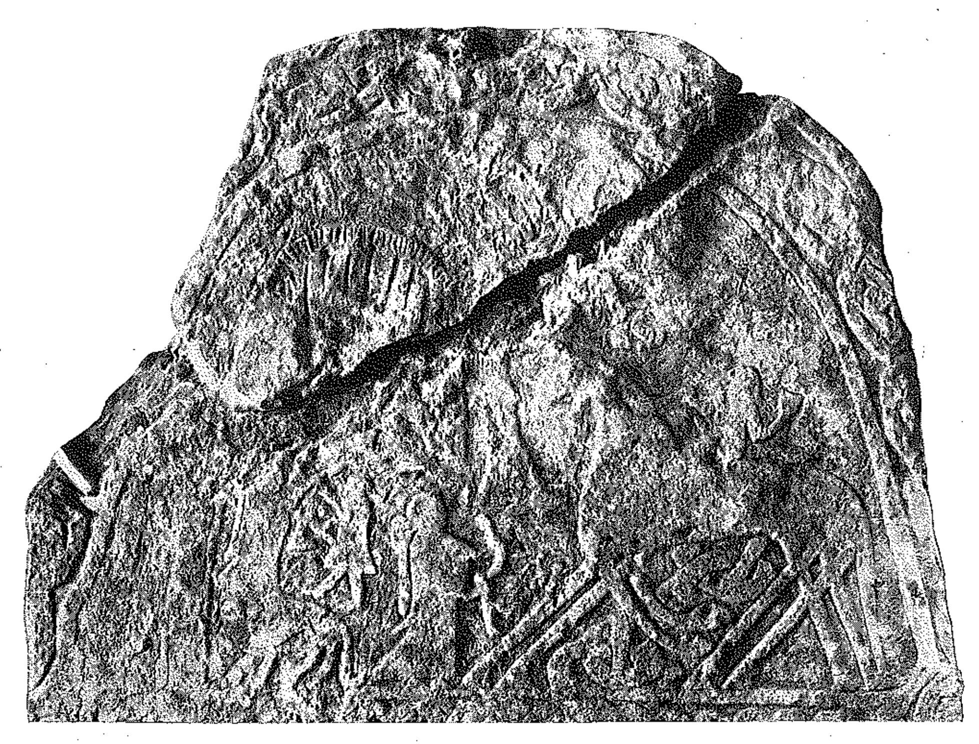


Abb. 5. Tjängvide, Alskog, Gotland. Bildstein. 9. Jahrh. Der Reiter wird von einer Frau mit dem Horn empfangen. — Die Walküren hatten ja stets den Auftrag, Oden und den anderen Aasen in Walhall das Methorn zu überreichen. Man kann auch an Kriemhilde, die Sigurd den Vergessenheitstrunk überreicht, oder Gudrun, die ihre Brüder bei deren Ankunft am Hofe Atles begrüßt, denken.

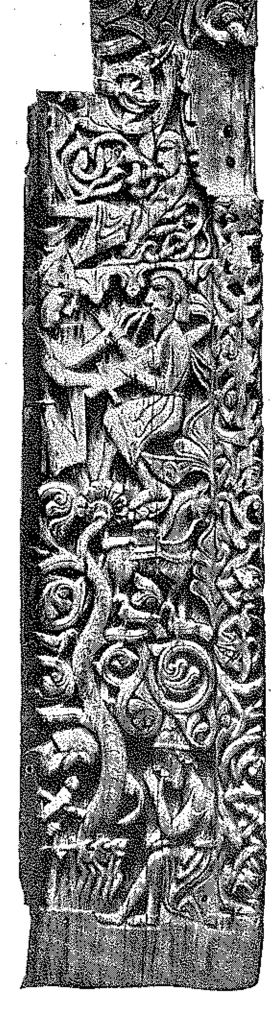


Abb. 6. Hablingbo, Gotland. Bildstein auf dem Kirchhof. 11. Jahrh. Auch hier wird der Reiter von einer Frau beglückwünscht. Unter dem Horn ist der Andwarering wahrnehmbar.

sie Sigurd das Horn mit dem Stärkungstrank. Auf anderen gotländischen Bildsteinen sehen wir die aus der Edda bekannte Szene, wie Odin der Tochter Suttungs das Met fortnimmt und in Adlergestalt davonfliegt. Diese uralte Mythe ist als Sage in ganz Skandinavien, Finnland, Nordwestdeutschland und besonders in Schleswig-Holstein, wo die berühmte Sage von dem Oldenburgischen Horn vorkommt, allgemein. In Schweden ist sie besonders bekannt durch die Sage von Ljungby Horn und Pfeife. Häufig wird in mehreren Kirchen Finnlands erzählt, daß der Abendmahlskelch von einem Dragoner aus der Höhle des Berggeistes fortgeraubt wurde. Auch die Legende des heiligen Grals wird



Abb. 7. Fardhem, Gotland. Sigurd reitet mit dem Hort auf den Berg, um Sigrdriva-Brunhilde, die Sonnenbraut, die in der Höhle auf der Bergeshöhe („Brautbett") schläft, zu befreien. Relief am Chorportal. Um 1140.



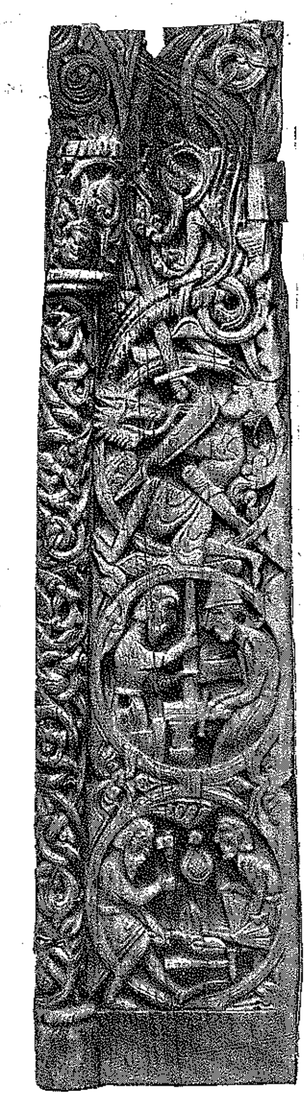


Abb. 8—9. Hyllestad, Norwegen. Portalpfosten der 1838 abgerissenen Stabkirche mit Darstellungen aus der Sigurdssage. Die Szenen beginnen unten auf der rechten Planke: 1. Regin und Sigurd das Schwert schmiedend. 2. Sigurd prüft das Schwert. 3. Sigurd tötet die Schlange Fafnir. Von unten auf der linken Planke: 4. Regin und Sigurd das Herz der Schlange bratend. Sigurd verbrennt sich den Finger, steckt ihn in den Mund und versteht plötzlich die Sprache der Vögel. Oben in dem Baum sitzen die beiden Vögel und erzählen von dem mörderischen Plan Regins. Oben steht das Pferd Grane mit dem Schatz. 5. Sigurd tötet Regin. 6. Gunnar in der Schlangengrube. Um 1170

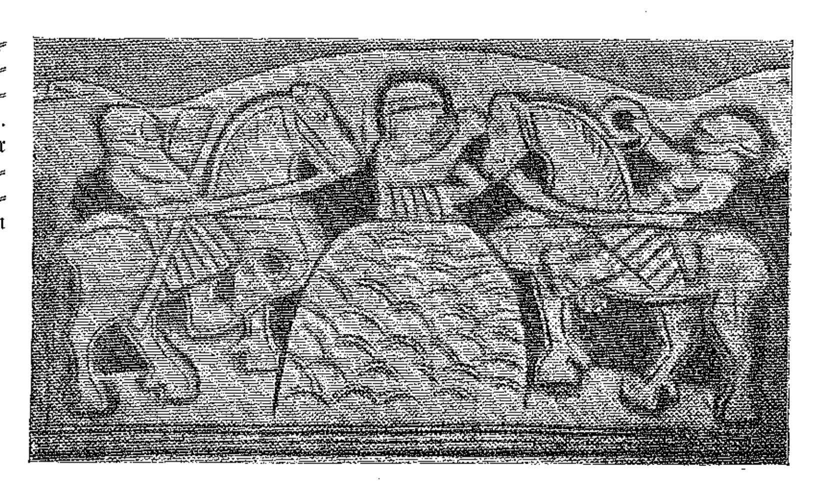


Abb. 10. Heddal Stabkirche, Telemark, Norwegen. Relief auf einem Brautstuhl. 12. Jahrhundert. Gunnar und Sigurd, den Andwarering tragend, reiten zu Brunhilde in die „Waberlohe“

hiermit in Verbindung gestellt. Besonders einleuchtend ist hierzu eine von Kaspar David Friedrich aufgezeichnete Sage von der Insel Rügen. In der Schlucht nördlich vom Königsstuhl war eine Höhle, wo der bekannte Seeräuber Claus Störtebecker seinen Schatz verwahrte und eine Jungfrau einsperrte, die den Schatz bewachen sollte. Aus der Höhle hörte man ein ewiges Jammern und Stöhnen. In der Höhle saß die Jungfrau mit einem Drachen im Schoß, und an ihrer Seite stand ein mit rotem Wein gefüllter goldener Kelch, und darin lag eine Oblate. Um sein Leben zu retten, drang ein zum Tode verurteilter Verbrecher in die Höhle und nahm den Kelch fort, aber als er heraufkam, fiel er tot zu Boden, und der Wein floß aus eigner Kraft aus dem Kelch über den Verbrecher.

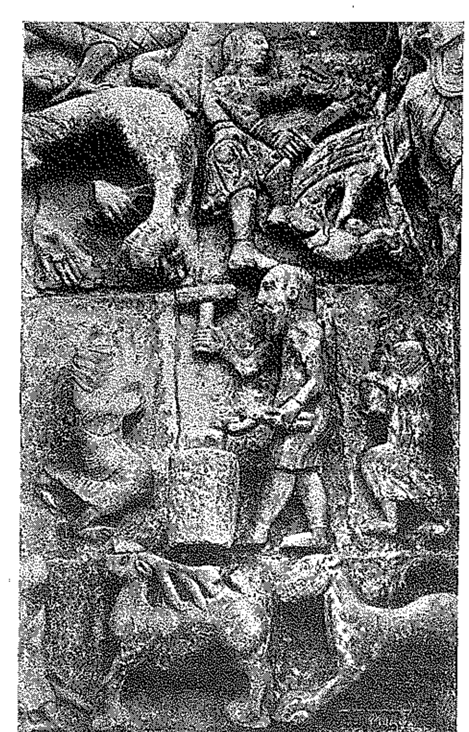


Abb. 11. Santa Maria la Real, Sanguësa, Navarra. Reliefs am Südportal. Erste Hälfte des 12. Jahrhunderts. Von oben: Sigurd tötet den Drachen, das Schwert wird geschmiedet. Teil aus der wilden Jagd

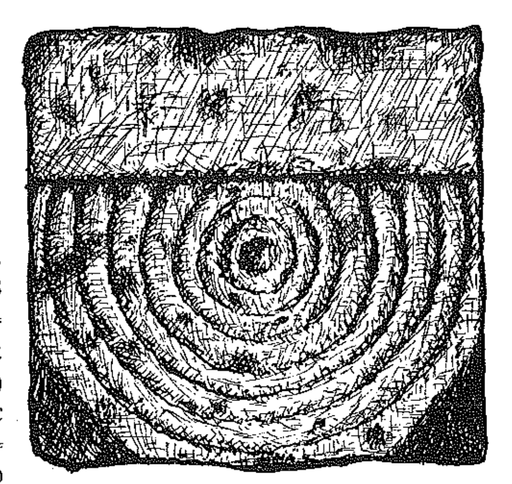
Alte Goslarer Steinkunst am Wege

Von Heinrich Karstens, Goslar

An sich ist es nicht verwunderlich, daß man in einer Stadt, die bereits vor mehr als tausend Jahren in das helle Licht der deutschen Geschichte gerückt wurde, und die heute die Reichsbauernstadt ist, sozusagen auf Schritt und Tritt Zeugen einer großen Vergangenheit antrifft, wenn man sie nur zu erfassen weiß; da findet man am Wege steinerne Urkunden, die zuweilen in eine weit frühere Zeit deutscher Kultur zurückverweisen, als Pergamente es vermögen. Im Holz und Stein mittelalterlicher Bauwerke und ihrer Reste ist manches schöne Sinnbild aus germanischer Frühzeit überliefert

worden, an dem man bis jetzt allgemein aus Verständlichkeit oder Überheblichkeit achtlos vorüberging; ich habe kürzlich über diese Dinge der Reichsbauernstadt im Auftrage des Reichsnährstandes, Landesbauernschaft Westfalen, durch den Reichssender Köln in einem Vortrage berichtet.

Viele Bauwerke, besonders kirchlicher Art, übernahmen unbewußt altes germanisches Glaubensgut und hielten es bis zur Gegenwart in ihren Schmuckformen fest. Wenn in früheren Jahrhunderten mancher Bau durch Krieg und Feuer fiel, so blieb doch dieser und jener Stein erhalten, weil er als willkommener Baustoff weiterwandt wurde; so sieht man z. B. in den Goslarer Stadtmauern noch die verschiedensten Schmuckteile mittelalterlicher Klostergebäude. Ein schönes romanisches Kapitäl aus dem 12. Jahrhundert wurde vor nicht langer Zeit in einem Brunnengewölbe neben dem einstigen Achtermannsturme des Georgenwalles gefunden; bevor es als einfacher „bunter Stein“ verlorenging, konnte ich es retten. In Gärten innerhalb der Mauer, in Höfen usw. sind immer noch wieder beachtliche Funde gemacht worden, und wahrscheinlich wird sich gelegentlich auch noch einiges weitere finden. Auch der unscheinbarste Fund kann bedeutungsvoll sein, und es muß immer wieder betont werden, bei Abbrüchen usw. auf alten Siedlungsgebieten Obacht zu geben.



14 cm

Karstens

Goslar, Kapitäl mit Sonnenbogen

Beim Bau der neuen Goslar-Halle wurden kürzlich aus der Stadt Abbruchteile zum Baugelände auf den Kattenberg gefahren; sie sollten zum Füllen und Festigen der Erde verwandt werden. Darunter sah ich u. a. ein kleines beachtenswertes Kapitäl in der Gestalt eines Würfels von etwa 14 cm Kantenlänge. Das Werkstück war derartig verschmutzt und mit altem Mörtel bedeckt, daß es als gewöhnlicher Naturbaustein durchgegangen war und beim Werfen und Laden leicht beschädigt wurde. Nach gründlichem Reinigen konnte ich folgendes feststellen. Das Kapitäl, das fraglos aus einem wohl nicht mehr vorhandenen kirchlichen Bau Goslars stammt und hernach als gewöhnlicher Mauerstein verwandt wurde, weist einen eigenartigen Schmuck auf, der weder in der Sammlung der Pfalz, noch im Museum oder bei den vorhandenen Bauwerken ein getreues Gegenstück hat. Es ist aus Sandstein gearbeitet und hat drei verzierte Flächen, war also vermutlich mit der vierten Fläche angelehnt; die Grundfläche läßt erschließen, daß es mit dem Schaft aus einem Stück gehauen wurde, was durch die geringen Ausmaße wahrscheinlicher wird. Die Flächen wirken überaus schlicht und urtümlich wie echte Volkskunst; in der Seitenansicht weisen sie keine Vorkragungen auf. Das obere Drittel ist als völlig schmuckloses Band von dem eigentlichen Schmuck abgetrennt; diese Aufteilung ergibt eine besonders schöne Wirkung. Jede der drei Schmuckflächen ist in gleicher Weise verziert, lediglich die Handarbeit ergab kleine Abweichungen. Etwa 2½ cm unter der Mitte des „Bandes“, also etwa in der Mitte der Fläche überhaupt, ist ein Punkt festgelegt, um den sich sieben Ringe schlingen, von denen die zwei inneren Vollkreise bilden, während die weiteren sich nach außen in Halbkreise auflösen. Die Rillen scheinen nicht eingehauen, sondern eingerieben zu sein; dabei wurde sicher recht einfach verfahren, in-

dem man in leidlich gleichmäßigen Entfernungen um den festgelegten Punkt die Kreisbogen zog und rieb.

Wichtiger als kunstgeschichtliches Einreihen ist eine Untersuchung des Sinnes der Darstellung. Während bis jetzt allgemein vor allzu eiligen Folgerungen gewarnt werden konnte, statt zunächst das Sammeln der Formen zu betonen, sind nun doch manche Ergebnisse vorhanden, die ein Einreihen ermöglichen. — Ob überliefert oder unbewußt, der Steinmetz hat hier ein Sonnensinnbild dargestellt, das in Goslar besonders auch im Fachwerkbau reiche Ausgestaltung erfahren hat. Ein Vergleichsstück mit ausgesprochener Sonnendarstellung findet man in St. Ludgeri zu Helmstedt, das man als aus dem 9. Jahrhundert (?) stammend bezeichnet. — Das Lebenssinnbild der Sonne ist bereits in uralter Zeit nachzuweisen und steht besonders den kälteren nordischen Ländern nahe, die mehr als andere Gegenden im ganzen Leben und Sein von der Sonne abhängig sind. Die dargestellten Bogen kennzeichnen die Tagbogen der Sonne von verschiedener Höhe. Ähnlich wie auf diesem Kapitäl finden wir z. B. die sieben Urbogen auf der hallstattzeitlichen Seelenfelder Urne im Museum zu Minden, auf der Tochheimer Urne in einem Anhalter Museum usw,; es ist auf kurzem Raume nicht möglich, die großen Zusammenhänge anzudeuten. Es dürfte aber feststehen, daß dieses kleine Stück alter Goslarer Steinmetzkunst nicht nur kunstgeschichtliche Eigenheiten aufweist, sondern besonders auch einen kleinen Beitrag zur neuzeitlichen Sinnbildforschung liefern dürfte, deren Ergebnisse aus dem vermeintlich Kleinen heraus groß werden.

Es gibt keinen „Streit um die Externsteine"!

Gegen den Angriff von Prof. Dr. Alois Fuchs-Paderborn auf die germanische Geschichte der Externsteine gab jetzt die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte die Entgegnung „Irminsul und Christenkreuz"[1] heraus, auf die wir unsere Leser nachdrücklich hinweisen und von der wir das Schlußwort wiedergeben. Schriftl.

Wir können also feststellen: Nach dem Grabungsbefund sind die Externstein-Anlagen vor etwa 2000 Jahren entstanden. Es sei in diesem Zusammenhang noch die Behauptung von Fuchs zurückgewiesen (Fuchs, Seite 49), daß jemals das Alter der Anlagen auf — 1850 angesetzt worden ist. Im Gegenteil, es ist nur unterschieden worden zwischen vorchristlich und christlich. Das nebenbei. Weiter erwiesen die Untersuchungen, daß zur Karolingerzeit hier umfangreiche Zerstörungen vorgenommen sind, so daß also anzunehmen ist, daß die Externsteine das von Karl zerstörte Irminsul-Heiligtum sind. Die Trümmer dieses Heiligtums sind dann zu Anfang des 12. Jahrhunderts von den Abdinghofer Mönchen für ihre Zwecke umgearbeitet.

Was die Herleitung der Anlagen von den Heiligtümern der Grabeskirche in Jerusalem angeht, so entsprechen die Externstein-Anlagen in keiner Weise diesen Vorbildern. Es sei zu dem schon Gesagten an dieser Stelle noch folgendes nachgetragen: Wie aus den beigefügten Plänen ersichtlich ist, lagen das Grab Christi 9 m, die Helenakapelle 3 m über der Kreuzauffindungskapelle. An den Externsteinen liegt aber die angebliche Kreuzauffindungskapelle am höchsten, und das Grab Christi, d. h. also der Sargstein 9 m tiefer, statt höher. Es ist also eine genaue Umkehrung der Höhenlage, von der Lage der einzelnen Heiligtümer zueinander ganz zu schweigen. Weiter gibt Heisenberg auf Seite 193 die Entfernung zwischen Kreuzauffindungs- und Golgathakapelle an: „Sie beträgt 19 dexter d. i. 29,26 m." Wieder sollte man meinen, daß die Felsenkette genügend Raum böte, diese Entfernung in etwa innezuhalten. In Wirklichkeit aber beträgt die Entfernung zwischen

[1] Ernst Schnelle, Bad Pyrmont, 48 Seiten, mit Plänen u. Abbildungen. 1.— RM.

der Fuchsschen Kreuzkapelle und dem Golgathafelsen (Felsen 2) knapp den dritten Teil. — Aber dieser Golgathafelsen, an dem Fuchs noch auf den Sprung aufmerksam macht, „der beim Tode des Herrn den Golgathafelsen durchzogen hat" (Seite 48), stimmt auch wieder schlecht mit der Jerusalemer Anlage zusammen. Die Golgathakapelle ist nämlich eine Kirche, die um den angeblichen Felsen Golgatha herumgebaut ist, während die Schädelstätte, also der Ort der Kreuzigung, daneben lag. Wir folgen wieder Heisenberg, Seite 188:

„... Aber zur Erneuerung der zweiten heiligen Stätte, des Golgathafelsens, waren keine übermäßigen Mittel erforderlich, ...; man sucht vergeblich nach einem Grunde, weshalb die Wiederherstellung unterblieben wäre. In der Tat hat Modestos die alte Schädelstätte wieder hergestellt, aber das Denkmal hat bald seine wahre Bedeutung verloren, seitdem die Golgathakirche neben ihm stand ..."

Nun muß schließlich auch noch der Behauptung widersprochen werden, als habe es sich bei den Externstein-Anlagen um ein bedeutendes christliches Heiligtum gehandelt, zu dem weite Wallfahrten stattgefunden haben. Zunächst steht damit im Widerspruch, was auch Fuchs schreibt, daß das Beneficium an den Externsteinen nur „geringe Einkünfte" brachte. Weiter ist aber über dieses in der Tat einzigartige Heiligtum so gut wie nichts überliefert. Wir kennen Schilderungen von zeitweise stark besuchten Kirchen und Wallfahrtsorten, deren Bedeutung später nachließ (etwa „das heilige Blut von Wilsnack"). Aber von den Externsteinen wird nichts dergleichen berichtet. Und dabei ist zu bedenken, daß es sich hier um eine mit bedeutendem Aufwand errichtete Kultstätte handelte, deren bildlicher Schmuck heute noch einzigartig ist. Auch Fuchs betont, daß ein derartiger Schmuck nicht für eine „kleine Waldkapelle" geschaffen wird. Gerade unter diesem Gesichtswinkel aber wird das Schweigen um so auffälliger. Und so bleibt keine andere Erklärung, als daß nach den Worten Gregors hier ein heidnisches Heiligtum dem neuen Glauben geweiht wurde, und daß die Träger des neuen Glaubens froh waren über die Vergessenheit, in die das Heiligtum allmählich fiel. Demgegenüber ist zu erwähnen, daß Sonnwendfeiern an den Externsteinen sich bis ins 19. Jahrhundert erhalten haben (vgl. Zeitschrift „Niedersachsen", November 1904).

Es ist das gute Recht jedes Forschers, nach Bestätigung für seine Annahmen zu suchen. Es ist aber ebenso seine Pflicht, gewissenhaft zu prüfen, was diesen Annahmen entgegensteht. Wie wir im Vorstehenden zeigen konnten, stimmen weder das von Fuchs gebrachte Material an Plänen mit der Wirklichkeit zusammen, noch sind die Externstein- und die Jerusalemer Anlagen, deren Gleichläufigkeit Fuchs erweisen will, in Einklang zu bringen. Darüber hinaus muß beanstandet werden, daß „vereinfachte" Pläne Nebensächlichkeiten betonen und schwerer wiegende Dinge außer acht lassen. Das verträgt sich nicht mit gewissenhafter Forschungsarbeit.

Es gibt keinen „Streit um die Externsteine", ihre vorgeschichtliche Bedeutung steht fest.

Einsichtig schreibt sogar die „Germania" am 30. August 1934:

„... Zusammengefaßt muß also gesagt werden, daß nicht nur die Möglichkeit, sondern nach den neuesten Feststellungen die Wahrscheinlichkeit einer vorchristlichen Benutzung der Externsteine besteht. Wenn dem aber so ist, so ist nicht zu begreifen, worum eigentlich der Streit geht. Denn daß Karl der Große das Sachsenland mit Feuer und Schwert verwüstet hat, wissen wir aus Einhard. Daß irgendwo dort die Irminsul gestanden haben muß, und daß sie von Karl dem Großen zertrümmert wurde, wissen wir aus demselben Einhard. Sollte sich also bewahrheiten, daß sich dieses Heiligtum der Sachsen auf den Externsteinen befand, so wäre unsere Kenntnis von der germanischen Vorgeschichte um ein bedeutendes vermehrt. Wir hätten dann allen Grund, uns darüber zu freuen. Unwiderleglich aber wissen wir auch, daß die Externsteine durch Jahrhunderte hindurch ein

christliches Heiligtum gewesen sind, und die bedeutendste Freiplastik Europas, eben die Kreuzabnahme, beherbergen." (Wörtliche Wiedergabe siehe „Germanien" 1934, S. 311.)

Wir haben den Ausführungen dieses führenden katholischen Blattes, die gleichzeitig eine Zurückweisung der Fuchsschen Fragestellungen sind, nichts hinzuzufügen. Wir sind uns dessen bewußt gewesen, daß die christliche Geschichte der Externsteine gut genug bezeugt ist, als daß dort noch wesentliche Forschungsarbeit geleistet werden könnte. Wenn diese christlich bestimmte Geschichte des letzten Jahrtausends berührt wurde, so lag das nur im Zuge der Vorgeschichtsforschung, die die Externsteine als germanisches Heiligtum erkannte, und damit die christliche Kapelle an den Steinen zu einer Nachfolge der germanischen Anlage werden ließ. Im übrigen haben wir, wie gesagt, unsere Aufmerksamkeit der vorchristlichen Anlage zugewandt, so daß eine Fragestellung „*Germanisch oder christlich*" von uns nur für die Entstehungszeit aufgeworfen wurde.

Das falsche „Entweder — oder" stammt von der Gegenseite, d. h. von denen, die das germanische Heiligtum ableugnen wollen. Unzweifelhaft der bedeutendste Vertreter dieser Richtung ist Fuchs. Mit ihm haben wir uns deshalb hier auseinandergesetzt. Durch die vorstehenden Ausführungen ist hoffentlich endgültig klargestellt, daß wir es mit einer germanischen Schöpfung in den Externstein-Anlagen zu tun haben. Wir können es verstehen, daß mancher es gern gesehen hätte, wenn diese Kultstätte erst von den christlichen Mönchen geschaffen wäre; aber schließlich müssen wir alle uns mit der Tatsache so oder so abfinden, daß früher Germanen hier lebten, die noch nichts vom Christentum wußten. Und es ist nicht das schlechteste Lob, daß wir diesen unseren Vorvätern zollen können, wenn wir feststellen, daß auch sie für ihren Kult und für ihre Weltanschauung Anlagen schufen, die uns heute noch bewundernswert sind. Das sollte für die Verfechter der nurchristlichen Kultstätte Veranlassung sein, ihren Ausschließlichkeitsanspruch fallen zu lassen und anzuerkennen, daß das Christenkreuz einer älteren Irminsäule gefolgt ist.

Nicht: Christenkreuz *oder* Irminsul, sondern Irminsul *und* Christenkreuz standen auf den Externsteinen.

Die verbesserte Cohausensche Grabungsmethode für vorgeschichtliche Grabhügel

Von L. Wunder

I. Die Cohausensche Methode

Die Erforschung der vorgeschichtlichen Grabhügel begann etwa vor hundert Jahren mit dem Erwachen des nationalen und geschichtlichen Bewußtseins in der Romantik. Aber dieses Forschen war, soweit Grabhügel in Frage kamen, noch ein kindliches Gemisch von Neugier und Sammlerleidenschaft: gerade die aus dieser Zeit stammenden Sammlungen umfassen, angefangen bei Briefmarken und Münzen, doch alles, was man überhaupt sammeln kann: also Zinnkrüge, Fayencen, gepreßte Pflanzen, ausgestopfte Tiere, Mineralien und — vorgeschichtliche Grabhügelfunde. Da also in solchen Sammlungen nur die Zahl, Größe und Auffälligkeit der Gegenstände wirkte, so suchte man so rasch und billig als möglich die Funde zu erlangen. Man machte daher in die Grabhügel entweder von oben ein trichterförmiges Loch bis auf den Grund, oder man durchschnitt den Hügel mit einem schmalen und tiefen Graben. So ist schon damals von den etwa 250 000 Grabhügeln, welche es in unseren Wäldern und auf unseren Bergen gibt, die Mehrzahl durch Trichterstiche, Quergräben und Kreuzstiche unheilbar beschädigt worden. Leider waren auch einige der bekanntesten „Forscher" dieser Zeit, die bis in die letzten Jahrzehnte des

19. Jahrhunderts reichte, im geheimen Nebenberuf — Altertumshändler, die durch Verschleppung der Funde unsäglichen Schaden anrichteten.

Gegen diese unwissenschaftliche Art der Grabhügelerschließung wendete sich als erster der württembergische Rittmeister *von Cohausen*. Er stellte zwei Grundforderungen auf.

1. Die Abgrabung müsse sich stets auf den ganzen Hügel erstrecken;
2. sämtliche Funde müßten durch ein Fund*protokoll* und durch einen Fund*plan* erfaßt werden.

Die erste Forderung befriedigte er dadurch, daß er die Hügel in konzentrischen Ringen von außen her gegen die Mitte zu abgraben ließ. Er ließ also am Umfang des Hügels einen Graben von 0,8 bis 1 m Breite bis hinab auf den „gewachsenen" Boden, d. h. auf die natürliche Unterlage des Hügels, ausheben. Dazu werden bei einem normalen Hügel von 12 m Durchmesser zweckmäßig 8—10 Arbeiter genommen, so daß jeder von ihnen ein Stück von 3—4 m Länge auszuheben hat. Die Erde wird nach außen geworfen. Dann wird dieser Graben nach der Hügelmitte zu erweitert und die dabei anfallende Erde an die Außenwand des Grabens angelegt. So rückt der Graben bei gleichbleibender Breite immer mehr gegen die Mitte vor, wobei sein Durchmesser immer kleiner wird, bis schließlich der letzte Block unter Spaten und Hacke fällt. Dabei bleibt tatsächlich keine Schaufel voll Erde ungewendet: *Die Abgrabung ist vollständig.*

Die zweite Forderung nach der Vermessung der Funde hatte Cohausen dadurch erfüllt, daß er in den vier Haupthimmelsrichtungen am Umfang des Hügels je einen 2 m hohen Pfahl in den Boden schlug und die gegenüberliegenden Pfähle durch ausgespannte Schnüre verband. So wurde der Hügel in vier Quadranten geteilt. Cohausen glaubte, daß man sich über das, was innerhalb eines Quadranten gefunden würde, leicht ohne besondere Messungen orientieren könnte. —

II. Die Verbesserung der Cohausenschen Methode

Zwischen 1880 und 1910 wurde vielfach, namentlich von München (Ranke, Naue) aus, gegen die Cohausensche Methode eingewendet, daß sie durch das ringförmige Abgraben des Hügels die Bestattungen zerreiße und zerschneide und kein Gesamtbild von ihnen ermögliche. Ranke und Naue wendeten daher statt Cohausens Grabungsweise die *schichtenweise Abdeckung* der Hügel an.

So verlockend richtig nun dieser Gedanke aussieht, so ist er doch ganz falsch, weil er undurchführbar ist und zu einer falschen Grabungsweise verleitet. Man kann nämlich einen Hügel von 12 m Durchmesser (dies ist die normale Größe der meisten Hügel) nicht schichtenweise abgraben, ohne daß man mit der abgetragenen Erde die Randpartien des Hügels zuschüttet. Dadurch zwingt diese Methode den Grabungsleiter zu den schon im Anfang dieser Darlegung als verwerflich erkannten *Trichterstichen*. In der Tat, wenn man die „wissenschaftlichen" Grabungen jener Zeit heute an Ort und Stelle nachprüft, so findet man meistens Trichterstiche, die unter dem vornehm klingenden Namen „Schichtengrabung" ausgeführt wurden.

Richtig ist aber, daß die kritiklos angewendete Cohausen-Methode den ihr gegenüber erhobenen Vorwurf verdient. Die *erste Verbesserung* besteht also darin, daß beim Auftreten einer Fundstelle an der Innenwand des ringförmigen Grabens sofort *von oben diese eine* Stelle schichtenweise abgetragen wird, bis die ganze Leiche frei liegt und photographiert werden kann. Handelt es sich bei dem Fund nur um eine einzelne Urne, so wird sie auch von beiden Seiten her freigelegt, dann unterhöhlt und mit der umhüllenden Erde auf einem Brett abgefangen, welches man mit einer passenden Kiste überdeckt, so daß der Fund zu Hause im Laboratorium sorgfältig untersucht werden kann. Denn die Urnen sind meistens in zahllose Scherben zerfallen. Nach dieser Methode ge-



Abb. 1. Eine Urne, deren zahllose Scherben nur durch den sie ausfüllenden Lehm zusammengehalten sind. Da sie nicht wiederherstellbar erschien, wurde vor ihrer Zerlegung ein Gipsabguß gemacht.

lingt es jedoch, selbst von nicht mehr zusammensetzbaren Urnen, deren Scherben durch den sie ausfüllenden Lehm zusammengehalten werden, Gipsabgüsse zu machen (vgl. Abb. 1). — Gegen die ursprüngliche Cohausen-Methode ist noch ein zweiter Vorwurf zu erheben. Er betrifft die Ungenauigkeit der Vermessung der Funde. Will man nämlich nach beendigter Grabung die gegenseitige Lage aller Funde in einen Grundriß des Hügels eintragen, so genügt die Cohausensche Vermessungsart in keiner Weise. Die Vermessung muß nämlich so genau sein, daß die Lage einer Leiche und der sie begleitenden Schmuckgegenstände durch die Vermessung ebenso zuverlässig festgestellt wird, wie durch eine photographische oder zeichnerische Aufnahme. Die Ergänzung der Cohausenschen Methode in dieser Hinsicht wurde von F. und Ludwig Wunder durch die Einführung des **Meßbretts** vorgenommen. Dies ist ein quadratisches Brett (Reißbrett) von etwa 40 cm Kantenlänge, auf welches ein großer Kreis gezeichnet ist, dessen Umfang von 5 zu 5 Grad unterteilt ist. In die Kreismitte ist ein starker Nagel eingeschlagen, um welchen eine aus starkem Blech gefertigte Alhidade drehbar spielt (Abb. 2). Die vier Ecken des Meßbretts sind, außerhalb des Kreises, mit Löchern von je 1 cm Weite durchbohrt, durch welche man das Brett mittels zugespitzter Eisenstäbe auf der Mitte des Grabhügels so in der Erde festankert, daß die Ziffer 360 Grad nach Norden gerichtet ist. Dann wird das Ende eines Bandmaßes in das freie Ende der Alhidade eingehängt. **Zieht man nun das Bandmaß waagrecht über eine Fundstelle, so braucht man nur die Winkelzahl des Meßbretts abzulesen, über welcher die Alhidade spielt, sowie die Bandmaßlänge bis zur Fundstelle, und man hat alle für den Grundriß erforderlichen Maße.** Stellt man dann an der Fundstelle noch eine etwa 2 m hohe, von 10 zu 10 cm durch Querstriche bezeichnete Meßlatte auf, so kann man an ihr noch zwei wichtige Ergänzungsmaße ablesen: die Tiefe des Fundes unter der lokalen Hügeloberfläche und seine Tiefe unter der durch das waagrecht gespannte Bandmaß festgelegten Hügelmitte. Aus diesen beiden letzten Maßen kann man zeichnerisch oder rechnerisch leicht ermitteln, wie hoch jeder Fund über der Hügelsohle, also über dem natürlichen, „gewachsenen" Erdboden liegt. Ferner tasten sie die Hügeloberfläche gleichsam ab und liefern so ein genaues Bild von ihr. Dieses Meßbrett macht die vier Cohausenschen Pfähle und die darübergespannten Schnüre ganz überflüssig.

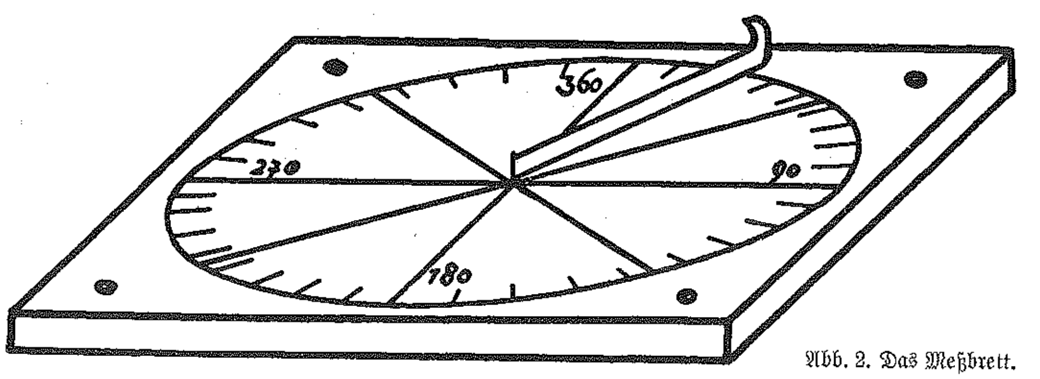


Abb. 2. Das Meßbrett.

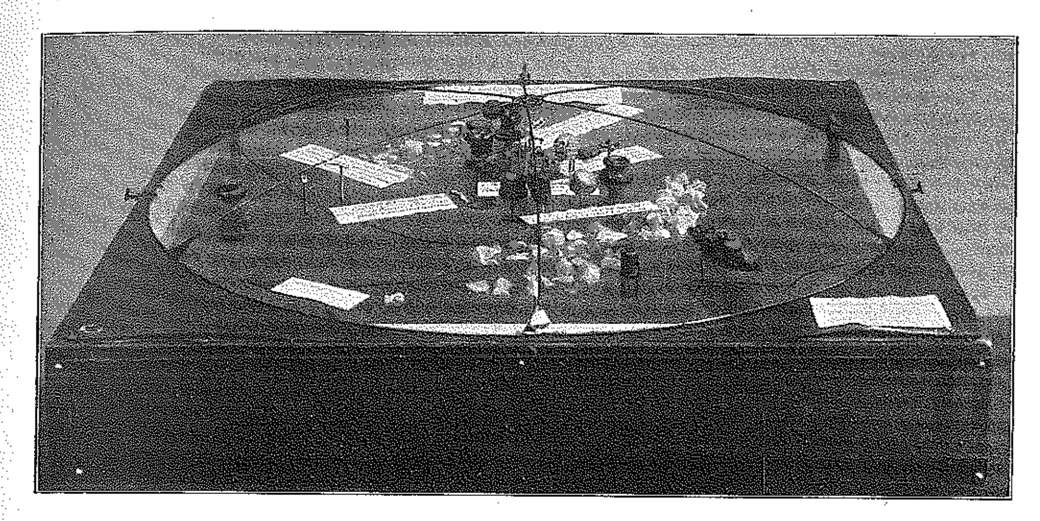


Abb. 3. Grabhügelmodell.

Der Hauptvorteil dieser Meßmethode ist die Möglichkeit, durch ihre Ergebnisse ein vollkommen naturgetreues **Grabhügelmodell** herzustellen. Man fertigt zu diesem Zweck von allen Funden Nachbildungen aus **farbigem Plastilin** in 1/20 wirklicher Größe an, die man schließlich noch mit Temperafarbe ganz naturgetreu bemalen kann. Diese Nachbildungen spießt man auf dünne Stricknadeln, welche man dann auf solche Länge (mit der Beißzange) abzwickt, daß die Funde den richtigen Abstand vom Hügelgrund bekommen. So steckt man die Nadeln in ein Brett aus Sperrholz, auf welches der Hügelgrundriß mit allen Fundstellen aufgezeichnet ist. Die Funde sind nun genau im richtigen Verhältnis ihrer gegenseitigen Lage und Höhe, so daß man ein überaus anschauliches Bild von der Beschaffenheit des Grabhügels bekommt. Die Hügeloberfläche wird, da man Kugelschalensegmente aus Glas oder Zelluloid nicht leicht in passender Größe bekommt, durch sechs radial gestellte, der Oberflächenform entsprechend gekrümmte Eisendrähte dargestellt. Abb. 3 zeigt ein Lichtbild eines solchen Modells, dessen seitliche Ansicht das Bild der Abb. 4 ergeben würde.

Durch solche Grabhügelmodelle bekommen Funde, die an und für sich wertlos oder von geringem Wert sind, eine unverkennbare Bedeutung für die Struktur des Grabhügels. Man darf also wohl behaupten, daß keine Hügelausgrabung in Zukunft den heute zu stellenden wissenschaftlichen Forderungen entspricht, wenn sie nicht durch ein Modell des Hügels ergänzt wird. Die eigentliche Bedeutung der Grabhügelmodelle liegt aber in be-

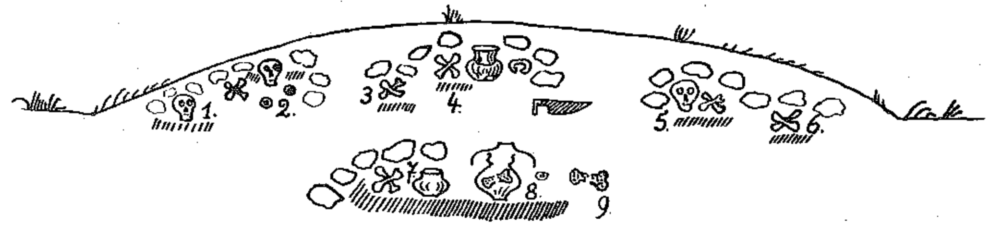


Abb. 4. Durchblick durch einen süddeutschen Grabhügel.
1—7: erdbestattete, mit Steinen überdeckte Leichen in schwachen Brandschichten, zum Teil mit Metallbeigaben und Tongefäßen.
8—9: ältere, völlig verbrannte Leichen in starker Brandschicht, die eine (8) in Urne beigesetzt, mit reichen Metallbeigaben.

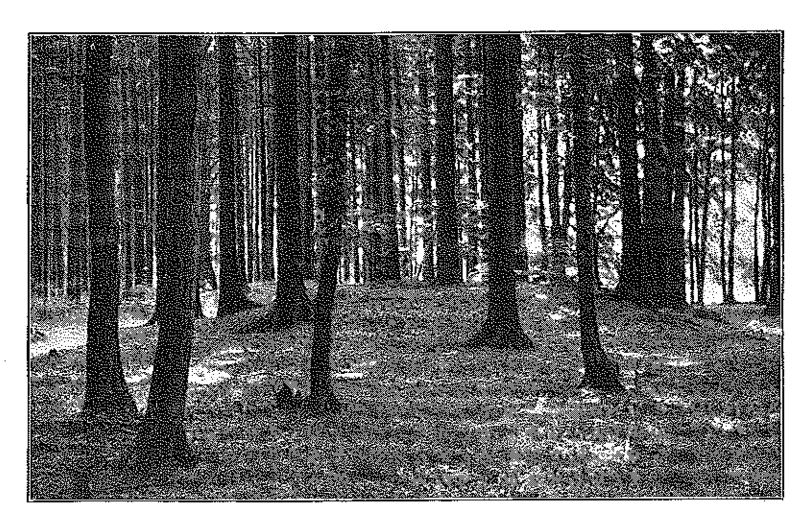


Abb. 5. Ein Grabhügel bei Kirchberg a. d. Jagst.

stimmten Schlüssen, welche aus ihnen auf die Bedeutung und Entstehungsweise der Grabhügel gezogen werden können, sowie in bestimmten Forderungen, welche sich daraus für die Aufstellung der Grabhügelfunde in den Museen ergeben. Darüber soll demnächst in einem besonderen Aufsatz gesprochen werden.

Die Fundgrube

Vorväterkunde aus dem Kaukasus. In der bekannten Zeitschrift „Atlantis", Band IV, Heft 4, ist die Übersetzung einer russisch geschriebenen Novelle von Grigol Robakidse, betitelt „Magische Quellen", abgedruckt, in der der Verfasser Eindrücke und Erlebnisse aus dem noch so wenig erforschten Tälern des Kaukasus widergibt. In den vollkommen weltabgeschiedenen und fast unzugänglichen Tälern dieses Gebirges haben sich Volkssplitter aus alter Zeit mit ihren Sitten und Gebräuchen fast unverändert erhalten. Selbst das Christentum ist dort kaum eingedrungen. Die Schilderungen Robakidses machen es sehr wahrscheinlich, daß auch Altgermanisches noch heute dort lebendig ist. Robakidse ist halb Russe, halb Georgier. Die Novelle scheint nach dem Weltkrieg geschrieben zu sein. Wenn wir das Novellistische mit seiner ganz eigenartigen Erotik beiseite lassen, so ergibt sich der folgende volkskundlich sehr wertvolle Inhalt.

Der Verfasser trennt sich auf dem Wege von Wladikawkas nach Tiflis von seinen russischen Begleitern und erreicht, nach Osten reitend, über einen Gebirgskamm hinweg das Tal der Chewsuren. Am Weg trifft er einen jungen mit Schwert und Schild bewaffneten Mann, mit dem er sich auf dem Wege über die Georgische Liedkunst anfreundet und später Blutsbrüderschaft schließt. An ihm schildert er die Rasseneigentümlichkeiten der Chewsuren so: Mißtrauen, stolze Haltung, Bereitschaft zur Herausforderung und Furchtlosigkeit, Eigensinn und Tollkühnheit. Dabei, sagt Robakidse, war das Mißtrauen bei ihm mit kindlicher Schüchternheit vermischt. Also ein germanischer Jüngling, wie wir ihn uns vorzustellen gewohnt sind.

Die Dichtkunst steht bei den Chewsuren in hohem Ansehen. Der Reisende findet Lieder in die Felsen eingemeißelt. Der Inhalt ist meist kriegerischer Art oder bezieht sich auf die Jagd, wobei es eigentümlich ist, wie sich die Dichter mitleidig sogar in die Seele der Tiere hineindenken. Dabei erwähnt der Verfasser einen georgischen Dichter Wascha Pschawela, der 1915 in Tiflis im Krankenhaus starb. Die letzte Bitte war nach einem grünen Zweig und einem Krug mit Quellwasser. Nachdem er sich mit dem Zweig bekränzt und das Wasser getrunken hatte, verschied er.

Die Chewsuren haben Heiligtümer in Hainen hochstämmiger Bäume, die von keiner Axt berührt werden dürfen. Robakidse bezeichnet es als eine naturwissenschaftliche Merkwürdigkeit, daß diese Haine sich noch weit über der heutigen Baumgrenze befinden. Er nennt vier von diesen Heiligtümern mit Namen: Gudani ist das Hauptheiligtum, in dem (wie in den germanischen Heiligtümern) die Kampffahne des Stammes aufbewahrt wird, in Chati hat der Verfasser selbst einer heiligen Handlung beigewohnt, hier sollen Pferde gesegnet werden. Zralisgora ist den Jägern heilig, und Kopala hat den Ruf, böse Geister bannen zu können.

Im Hain von Chati (was Bild heißt, aber wie R. sagt, kein Bild hat) ist ein schlichter Tempel mit einer Umfriedung, in der Steinblöcke mit Hirschgeweihen und Steinbockhörnern sich befinden. Wie dies zu verstehen ist, wird nicht ganz deutlich, wahrscheinlich liegt eine Ungenauigkeit der Übersetzung vor, aber es erinnert an die Steinplatten von Hornhausen, die auch Hirschjagden zeigen und als Einfriedigung eines Heiligtums gedient haben müssen. Ein Gebäude dient dem Opferpriester zur Wohnung während der Festzeiten. Weitere Schutzhütten dienen zur Bereitung des Opferbieres und Aufbewahrung von Gerätschaften. Im Tempel befindet sich eine Fahne, die auf der Stange ein silbernes Schwert trägt. Die Fahne wird Droscha genannt.

An den Hauptfesttagen kommen die Bewohner des Bezirkes bei ihrem Heiligtum zusammen. Einer Opferhandlung folgt ein gemeinsames Essen und Trinken. Waffenspiele und Turniere schließen sich an. Das Fest dauert mehrere Tage.

Die Opfer bestehen in Bier und Kleinvieh. Bei der Übergabe des Opfers an den Oberpriester sagt dieser jedesmal: Heil und Ruhm dem Schöpfer, heil dem heutigen Tage, heil der Sonne und ihrem Begleiter! Darauf spricht er einen Segen über die Familie des Opfernden.

Von dem Opferbier trinkt der Oberpriester ein wenig und reicht den Krug dem zweiten Priester, der ebenfalls trinkt und den Inhalt des Kruges in einen großen Bottich gießt, aus dem nachher beim gemeinsamen Gelage geschöpft wird. Ein Teil der Opfertiere wird geschlachtet und mit dem Blut werden die Wände des Tempels besprengt. Dies letztere ist uns von Island aus den Sagas als germanische Sitte bekannt. Bei der heiligen Handlung nehmen alle Männer ihre Kopfbedeckungen ab, so daß Robakidse feststellen konnte, daß unter all den glatten Schädeln auch nicht ein „Spitzkopf" war.

Trotz der novellistischen Einkleidung trägt die Schilderung Robakidses doch durchweg den Stempel des Selbstgeschauten, der nicht nachzuahmen ist. Schon die aufgeführten Namen beweisen, daß gegenständliches Sein geschildert ist. Durch vorsichtige Rückschlüsse können wir uns aus diesen Schilderungen vielleicht ein einigermaßen richtiges Bild von altgermanischen Zuständen zeichnen. In diesem Zusammenhang wären Mitteilungen aus dem Leserkreis darüber sehr erwünscht, ob über diese Kaukasusvölkchen irgendwo sonst schon berichtet worden ist. Von Dr. Kuhfahl, dem bekannten Kreuzsteinforscher, hörte ich einmal, daß Kreuzsteine auch im Kaukasus gefunden seien.

H. A. Prietze.

Donars-Eiche oder Irminsul? Nach allgemeingültiger Ansicht hat der „Apostel der Deutschen", Winfried, die bei Geismar stehende Donars-Eiche mit eigener Hand gefällt. Anläßlich eines Vortrages über die germanische Sagenwelt wurde mir in der Aussprache von einem Redner mitgeteilt, er hätte in einer — leider von ihm nicht näher bezeichneten — mittelalterlichen Handschrift den Vermerk gefunden, daß Winfried eine „Jupitersäule", also eine Irminsul, die bei Geismar errichtet war, umgehauen hätte. Ist in der Wissenschaft davon etwas bekannt? Schließlich leuchtet es allerdings ein, daß ein einzelner Mensch eher eine Holzsäule als einen ganzen Eichbaum zu fällen vermag. G. Falck.

Westgoten. Im Anschluß an seinen Vortrag an der Universität Köln berichtet Prof. Dr. Julio Martinez Santa-Olalla (Universität Madrid) in Nr. 10 (vom 1. 4. 35) der Zeitschrift „Forschungen und Fortschritte" über Grundzüge einer Ordnung westgotischer Altertümer der Pyrenäenhalbinsel. Diese Ordnung schließt sich an die Geschichte der Westgoten in Spanien an: „Historisch können wir drei scharf umgrenzte Zeitabschnitte der Westgotenherrschaft auf der iberischen Halbinsel unterscheiden. Der erste ist die Zeit der Unruhe; er hat enge Beziehungen zu der Geschichte des europäischen Südens und trägt ausgeprägt germanischen Charakter und gotischen Einschlag. Der zweite umfaßt die Zeit der Festigung und des Ausbaus des Westgotenreiches; er bringt eine Entwicklung und Pflege der Kultur, der Kunst und des Kunstgewerbes in selbständiger Entfaltung. Der dritte Abschnitt ist gekennzeichnet durch den Sieg des Katholizismus und damit der Latinität und der alten spanischen klassizistischen und mittelländischen Tradition, die

vom Einfluß der Kirche, der Byzantiner und dem Wiedererwachen des Volkhaften bestimmt ist.

Diesen drei historischen Zeitabschnitten entsprechen drei archäologische Abschnitte, die ich die gotische, die westgotische und die byzantinische Epoche nenne. Zeitlich sind sie durch die Jahre 500, 600 und 711 bestimmt. Ich weiß, daß die hier angegebene Periodeneinteilung nicht ganz stimmt; aber sie hat den Vorzug, beweglich und dehnbar zu sein, wenn sie vielleicht auch dabei etwas an Gründlichkeit und Genauigkeit zu wünschen übrig läßt.

Wohl sind die Sagen der Goten allgemeiner bekannt, aber kaum die prachtvollen Denkmäler ihrer Kunst; die Kenntnis dringt nur selten über einen engen Kreis Fachgelehrter hinaus. Und dabei ist die Kirche Sta. Maria de Naranco, die heutige Pfarrkirche des Weilers Naranco, die letzte und einzige germanische Königshalle, die uns erhalten ist: die Halle der westgotischen Könige in Asturien.

Die Bücherwaage

Curt von Westernhagen, **Richard Wagners Kampf gegen seelische Fremdherrschaft.** Geh. 2,80 RM., Lwd. 4 RM. München 1935, Lehmanns Verlag.

Der Verfasser versucht, Wagner als Vorkämpfer einer deutschen Kulturrevolution darzustellen. Insbesondere Wagners Gedanken über ein „germanisches Hellenentum", sein Kampf für eine Wiedergeburt des Mythos finden eine ausführliche Würdigung. Ein Anhang beschäftigt sich mit der Frage der Abstammung Wagners. Der Verfasser widerlegt die Annahme, daß Wagner Judenblut hatte: weder war der Stiefvater Geyer Jude, noch war Wagner der Sohn Geyers.

Leider wird der Verf. Nietzsche in keiner Weise gerecht. Wir verweisen daher auf die meisterhafte Darstellung der „Sternenfreundschaft" Wagners und Nietzsches von Hans Kern (in „Schöpferische Freundschaft", Jena, Diederichs), die auch den Kampf Wagners gerade für eine Erneuerung des germanischen Mythos zuerst würdigte.

Dr. Otto Huth.

Hjalmar Kutzleb, **Arminius, Held der Teutoburger Schlacht.** Münster i. W.: Franz Coppenrath, 1935. Gr.-8° (F). 62 S. (Westfalen-Bücher, 6. Bändchen). 1,25 RM.

Als klare, kurzgefaßte Darstellung gibt uns der Verf. ein Lebensbild des Helden und einen Überblick über seine Zeit aus recht verworrenen Berichten. Er scheut nicht das Bekenntnis, daß vieles Vermutung bleiben muß, ohne den Leser selbst durch das Durcheinander der Berichte zu verwirren. Das Kastell Aliso wird bei Haltern angenommen und deshalb folgerichtig ein festes Lager unbekannten Namens an den Quellen der Lippe, nahe an dem Gebirge, das es jetzt für den Römer zu überschreiten galt. Das Ziel war die Weser, an der man sich in gleicher Weise festklammern wollte wie an der Lippe. Ob das Lager, in dem sich das römische Heer im Sommer des Jahres 9 aufhielt, an der Weser oder auf dem halben Wege dorthin — etwa bei Schötmar — gelegen hat, ist vorläufig nicht zu entscheiden. Jedenfalls war es ein großes, festes Lager, das man dauernd besetzt halten wollte. Für den Verlauf der Schlacht selbst ist dies belanglos. Nach Verlassen des Lagers wurden die Römer gezwungen, zu ihrer Rettung den sicheren Rückhalt an der Lippe zu gewinnen, von dem sie Armin abgeschnitten hatte. Dabei sind sie am Fuße der Teutoburg, vor den Päffen des Waldgebirges, gegen die sie vergeblich anstürmten, in dreitägigem Kampf verblutet. Die übersichtlichen Handskizzen, die nur enthalten was gezeigt werden soll, sind sehr zu begrüßen. Auf der Teutoburgskizze fehlt leider die untere Mauer, die im Halbkreis den Fuß des Berges ebenso einfaßte, wie die obere den Gipfel. Gegen diese Anlagen der alten Teutoburg tritt der (nach Schuchhardt) aus karolingischer Zeit stammende „Kleine Hünenring" zu stark hervor. Ein erfreuliches Bändchen, durch das der bekannte Verfasser die Westfalenbücherei bereichert hat.

Frjdaap.

Leo Frobenius, **Ein Lebenswerk aus der Zeit der Kulturwende.** 176 Seiten mit 5 Abbildungen und 19 Kartenskizzen. Leipzig 1933, K. F. Koehler. Kart. 3,80 RM.

Das Buch bringt Beiträge über Mythologie in Bildern (Lommel), Kulturkreislehre als Grundlage der Kulturgeschichte (Jensen), Felsbildforschung von Frobenius

(Jakob-Friesen), Afrikanische Mythenforschung (Volhard) u. v. a. Man erhält eine Übersicht über das Werk des bekannten Afrikaforschers.

O. H.

Josef Prestel, **Grettir. Ein nordischer Held.** Franz Schneider Verlag, Leipzig W 31. 1,50 RM.

Der beliebteste und volkstümlichste Held unter den Sagagestalten Altislands war Grettir. Seine kühnen Taten, sein schweres Leben und sein tapferes Ende geben ein anschauliches Bild von dem Leben der Isländer und Norweger um das Jahr 1000 n. Zw. Prestels Ausgabe, die durch stimmungsvolle und wohlgelungene Zeichnungen Karl Mahrs belebt ist, stellt ein spannendes Abenteuerbuch dar, das jung und alt gleicherweise fesselt. Das ist gesunde Geisteskost für ein Geschlecht, das wieder hart und kernig werden soll.

E. W.

Zeitschriftenschau

Das Blutbad zu Verden um 782. In Folge 14 (20. Gilbhards 1935), von Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am heiligen Quell Deutscher Kraft" setzt sich Dr. phil. Taube mit den Angriffen auseinander, die von gewisser Seite gegen die Glaubwürdigkeit der Quellenberichte über das Blutbad bei Verden vorgetragen werden. Taube weist in sehr sorgfältiger Arbeit nach, daß diese Angriffe vollkommen haltlos sind.

Zur Geisteskultur der Germanen

Helmut Arntz, **Neue deutsche Runendenkmäler: Die Inschriften von Gamertingen und Herbrechtingen und die friesischen Denkmäler vor Hantum und Wijnaldum.** Forschungen und Fortschritte. 11. Jahrgang, Nr. 28. Der Aufsatz versucht eine Deutung der genannten Runendenkmäler. Die Inschrift am Büchschen von Gamertingen ist leider zu weit zerstört, als daß eine solche möglich wäre. Diejenige an der Gewandnadel von Herbrechtingen dagegen zeigt deutlich magischen Charakter, keinen Wortsinn. Dasselbe gilt für die höchst eigenartigen Runen auf der beinernen Schlange von Wijnaldum, während das Kerbstück von Hantum eine Inschrift trägt, die Verf. als „Dies ist mein ständiger Besitz" deutet. / Derselbe, **Ein neues deutsches Runendenkmal: Die Amulettkapsel von Schretzheim.** Ebenda Nr. 31. Dies Bronzebüchschen, aus einem reichen und eigenartigen Frauengrabe vom Alamannenfriedhof zu Schretzheim stammend, das wohl der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts angehört, ist schon seit 1892 bekannt, schien aber hoffnungslos verwittert. Jetzt ist es durch ein Meisterstück der Technik gereinigt und ergab folgende Inschrift: Auf der einen Seite „arogisd", auf der anderen „alaguth : leuba : dädun". Verfasser kommt zu folgendem Ergebnis: Das erste sei „Arogis s d" zu lesen und bedeute „Arogis macht das (heilige oder magische) Zeichen". Der zweite Teil sei als „Alaguth und Leuba verfertigten die Gabe" zu deuten. Das Büchschen enthielt eine Perle und Pflanzenreste. Es ist offenbar ein heidnisches Zaubergerät, und wir haben in der Toten, der auch sonst reiche und auffallende Beigaben mitgegeben waren, möglicherweise eine der bekannten germanischen Zauberfrauen vor uns. / J. Hopmann, **Die Ortung an den Externsteinen.** „Mannus". Verlag Kabitzsch, Leipzig. 27. Jahrgang, Heft 1/2, 1935. Prof. Hopmann setzt mit diesem Aufsatz die Reihe seiner Untersuchungen über die tatsächliche astronomische Bedeutung der vielerörterten „astronomischen Stätten" im Germanengebiet fort. Als Ergebnis seiner eingehenden Messungen und Untersuchungen faßt er zusammen: „Vom Ausgang der Steinzeit an bis fast zur Gegenwart stimmt die Ortung vom Sacellum zur Kuppe (des Steintischberges) innerhalb der sonst vorkommenden Fehlergrenzen. Eine Datierung ist nicht möglich." Die Ortung konnte sogar mit recht hoher Genauigkeit erfolgen. Das gilt jedoch nur für die Sonne; Mondortungen haben sich nicht erweisen lassen. Die Vorbedingungen für eine astronomische Beobachtungsstätte sind hier also gegeben; ob sie tatsächlich bestanden hat, läßt sich nicht beweisen, sondern kann nur an Hand aller diesbezüglichen Untersuchungen im gesamten Germanengebiet wahrscheinlich gemacht werden. / Neugebauer, Riem, Hopmann, **Zur vorgeschichtlichen Ortung.** Ebenda. Einwendungen und Gegenäußerungen zur gleichen Frage.

Zur Siedlungsforschung

Kurt Willvonseder, **Neue Ergebnisse der Pfahlbauforschung in Österreich.** Forschungen und Fortschritte. 11. Jahrgang, Nr. 31. Gründliche Untersuchungen über etwaige Veränderungen des Grundwasserspiegels haben gezeigt, daß in diesem Gebiet damit nicht zu rechnen ist. Die bekannten Pfahlbauten im Salzkammergut waren also von jeher reine Wassersiedlungen. Die Forschungen bezüglich Ausdehnung und Altersstellung derselben sind inzwischen erweitert worden. Die bisherige Zeitansetzung von dem Ausgang der jüngeren Steinzeit bis in die ältere Bronzezeit hinein hat sich bestätigt. Die Besiedlung dürfte 400 Jahre gedauert haben. / Paul Grimm, **Untersuchungen an den Wallanlagen auf der Roßtrappe bei Thale, Kr. Quedlinburg.** Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. Verlag Kabitzsch, Leipzig. 11. Jahrgang, Heft 6/7, 1935. Die Grabung ergab die überraschende Tatsache, daß der gewaltige Hauptwall eine mittelalterliche Anlage ist. In der zum Bau verwendeten Erde, die dem Wallinneren entnommen ist, fanden sich jedoch verschiedentlich vorgeschichtliche Kulturreste. Die mittelalterliche Anlage ruht auf einem älteren, aus Erde und Felsbrocken geschichteten Wall. Im Anschluß an einen der kleineren Vorwälle, der aus einer Erdholzmauer bestanden haben mag, fand sich eine steinzeitliche Abfallgrube mit nordischer Siedlungskeramik, so daß die älteste Wallanlage möglicherweise schon in die Jungsteinzeit zu setzen ist. / Derselbe, **Die Wallburg auf dem Armsberg bei Questenberg im Südharz, eine endbronzezeitliche Befestigungsanlage.** Ebenda. Auf dem Armsberg konnten zwei Wälle mit vorgelagerten Gräben festgestellt werden, die den Zugang zu der sonst durch Steilabfall gesicherten Höhe schützten. Sowohl die Gräben als die als Erdholzmauern angelegten Wälle sind bedeutend größer gewesen, als heute erkennbar ist. Scherbenfunde bezeugen, daß die Befestigung von einer mitteldeutschen Bevölkerung gegen Ende der Bronzezeit oder Anfang der Eisenzeit angelegt worden sein muß, und zwar gegen die damals vordrängenden Germanen, die kurz darauf eine neue Wallburg auf der gegenüberliegenden Queste angelegt haben. / Ulrich Kahrstedt, **Untersuchungen auf südhannoverschen Ringwällen: Vogelsburg und Vogelherd.** Forschungen und Fortschritte. 11. Jahrgang, Nr. 20/21. Die Vogelsburg bei Vogelbeck, Kr. Northeim, besteht aus einem ovalen Innenwall von etwa 180 zu 100 m, einem etwa dreieckigen Außenwall mit je 250 bis 270 m Seitenlänge und einem Vorwall auf halber Berghöhe. Der Hauptwall ist eine gewaltige Anlage mit Holzsteinfront, einer darüberliegenden Pallisadenanlage und bekrönt von einem gepflasterten Wehrgang. Der Wall ist bis zu dieser Pflasterung 4 m hoch gewesen. Der Innenwall zeigt verwandten Aufbau. An ihm konnte eine 7 m breite Toranlage freigelegt werden, an deren Durchfahrt sich Reste von Anlagen zur Verbarrikadierung zeigten. Auf Grund der Scherbenfunde — Siedlungsspuren konnten nicht festgestellt werden — kann die Burg als cheruskisch angesprochen werden. — Der Vogelherd bei Pöhlde am Harz, gleichfalls eine ovale Wallanlage, in unmittelbarer Nähe eines alten Höhenweges und bronzezeitlicher Gräber belegen, wurde ebenfalls untersucht, ergab aber nicht den geringsten Anhalt für eine Zeitbestimmung. / Erwin Stürtz und Karl Waller, **Die Fallward. Ergebnisse einer Ausgrabung auf einer Wurt im Lande Wursten.** Mannus. 27. Jahrgang, Heft 1/2, 1935. Die Grabung auf der Fallward galt sowohl der Feststellung der ersten Besiedlung als der Gewinnung einer Vorstellung von der damaligen Gestalt unserer Meereslandschaft. Die erste Siedlungsschicht, die heute 0,15 m unter NN liegt, ruht auf dem gewachsenen Boden, muß also damals außerhalb des Sturmflutbereiches gelegen haben. Diese früheste Schicht ist durch eine besonders charakteristische Scherbe auf das 2. vorchristliche Jahrhundert datiert. Auch die Aufhöhungen der nächsten Schichten sind natürlicher Art und bestehen aus Schlicklehm und Mist. In der zweiten Schicht fanden sich 20 cm hohe Pfahl- und Flechtwerkreste eines chaukischen Hauses. Erst von der fünften Schicht ab sind bemerkenswerte Aufhöhungen vorgenommen worden. Die Töpferware dieser Schicht schließt sich zwar an die bisherigen chaukischen Formen an, zeigt aber gewisse Eigentümlichkeiten der sächsisch-fränkischen Zeit. Das ergibt erstens, daß die sächsische Landnahme die chaukischen Küstenbewohner unberührt gelassen hat, und zweitens, daß in dieser Zeit merkliche Veränderungen in der Küstenlage fühlbar geworden sein müssen, die neue Sicherungen gegen das Hochwasser verlangten. Da mittelalterliche Scherben fehlen, ist nicht festzustellen, wann die jüngsten, recht beträchtlichen Aufhöhungen vorgenommen worden sind. Die Siedlungsgeschichte der Fallward zeigt sowohl, daß die germanischen Wurtenbewohner keineswegs ein armseliges Fischervolk waren, wie Plinius berichtet, als auch, daß etwa seit dem 7. Jahrhundert immer größere Veränderungen in der Küstenanlage vor sich gegangen sein müssen. / Robert Beltz, **Der Burgwall von Alt-Gaartz in Mecklenburg.** Forschungen und Fortschritte. 11. Jahrgang, Nr. 28 und Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. 11. Jahrgang, Heft 5, 1935. Bei dem Seebad Alt-Gaartz, dort, wo die schmale Halbinsel Wustrow einen guten Hafen, das Salzhaff, abschneidet, liegt auf 16 m hoher Kieskuppe eine große Wehranlage, die zum größeren Teile durch Sturmfluten bereits zerstört ist, und deren Reste jetzt einer eingehenden Grabung unterzogen worden sind. Sie ergab wichtige Beobachtungen über den Aufbau des Walles und auf dem Schmiedeacker östlich der Burg eine Siedlung aus wendischer bis mittelalterlicher Zeit. Bemerkenswert die Töpferware, bei der einfachste slavische vergesellschaftet mit feinsten, hochentwickelten Stücken vorkommt. Wir haben hier zweifellos den Handelsort Reric vor uns, die Vorgängerin Haithabus, denn als 808 der Dänenkönig Göttric (Gottfried) im Kampfe gegen den Obotritenfürsten Thrasco, der damals Bundesgenosse Karls des Franken war, diese Stadt zerstörte, verpflanzte er die dort ansässigen Kaufleute nach Sliaswig.

Kultur – Brauchtum – Technik

Sten Anjou, **Die Götterbildnisse im Heidentempel zu Uppsala auf dem Teppich von Skog abgebildet.** Fornvännen. Jahrgang 1935, Heft 5, Stockholm. Der berühmte, aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts stammende Bildteppich von Skog, der, wie man neuerdings erkannt hat, den Kampf zwischen Heidentum und Christentum darstellt, zeigt ganz links drei Gestalten in sehr großem Maßstabe. Man hat darin die Heiligen Drei Könige oder andere Heilige sehen wollen, Verf. zeigt jedoch, daß es sich offensichtlich um eine Darstellung der Götter Thor, Odin und Frey handelt. Thor steht in der Mitte, bewaffnet mit dem Hammer, ihm zu Füßen seine beiden Böcke. Links von ihm der einäugige Odin als Kriegsgott, aber nicht mit dem Speer, sondern mit Axt und Schild bewaffnet. Rechts von Thor Frey mit Stab und Spaten, die auch auf heidnischen Amuletten als Kultzeichen bezeugt sind. Alle drei sind von vorn auf einem gemeinsamen Sockel abgebildet. Es scheint sich um eine allgemein bekannte und geläufige Bildgruppe zu handeln. Offenbar ist uns hier eine Abbildung der Götterbilder zu Uppsala erhalten. Die geringen Abweichungen von der Beschreibung Adams von Bremen erklären sich leicht durch die Übertragung des Bildwerkes in die flächenhafte Darstellung des Teppichs / Rudolf Noll, **Bronzebüstchen einer Germanin.** Germania. Verlag Walter de Gruyter, Berlin. 19. Jahrgang, Heft 3, 1935. Ein in Wien befindliches, mit einem Bleikern gefülltes Bronzebüstchen wird hier veröffentlicht und abgebildet, das als Laufgewicht gedient hat und offensichtlich eine Germanin darstellt. Es ist eine gute, wenn auch nicht gerade hochkünstlerische römische Arbeit, die in ihrer Verwendung bisher einzigartig ist. Das Büstchen ist eine wertvolle Bereicherung der nicht eben häufigen Darstellungen germanischer Frauen. / Hertha Schemmel, **Wie lebten unsere germanischen Vorfahren?** Alldeutsche Blätter. Berlin. 45. Jahrgang, 1935. Eine Aufsatzreihe über die Kultur der Germanen. In Nr. 9 Siedlung und Haus, Nr. 10: Zimmermannskunst und Schreinerhandwerk, Nr. 17: Der Wagen und Nr. 20: Schiff und Schiffahrt. / Hellmut Agde und Paul Grimm, **Schnurkeramische Hügelgräber der Halleschen Heide.** Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. Verlag Kabitzsch, Leipzig. 11. Jahrgang, Heft 6/7, 1935. Der 20 m große Grabhügel am Hang des Schwarzen Berges ergab nicht weniger als sieben Bestattungen in den verschiedensten Grabformen, darunter noch eine Doppelbestattung, mit wichtigen Beigaben. Die Tongefäße sind zum Teil prachtvoll verziert. In einem Kindergrab fand sich eine dreifache Kette aus kleinen Perlchen, die sich bei der Untersuchung seltsamerweise als Eier des Totenkopfschmetterlings erwiesen. Die Untersuchung eines weiteren Hügelgrabes erbrachte die Überraschung, daß das Hauptgrab nicht wie bisher in einer Steinkiste, sondern in einem vergangenen Holzbau mit steinernem Eingang bestand. Der Holzbau war einst mit grünem Ton ausgefugt. Das Grab gehört nach Ausweis der Funde in die Frühstufe der Schnurkeramik. / Friedrich Karl Bicker, **Tierbestattung der jüngeren Steinzeit in Osterburg, Altmark.** Ebenda. Auf jungsteinzeitzeitlichem Siedlungsboden wurde ein Grab mit zwei in einzigartiger Stellung, Kopf gegen Kopf, bestatteten Rindern entdeckt. Die Füllerde des Grabes enthielt spätjungsteinzeitliche Reste und viele Holzkohlenstückchen. Vermutlich sind hier geopferte Rinder bestattet worden. / Kurt Willvonseder, **Zwei vorgeschichtliche Farbstempel (Pintaderas) aus Westungarn.** Mannus. Verlag Kabitzsch, Leipzig, 27. Jahrgang, Heft 1/2, 1935. Verf. veröffentlicht zwei Farbstempel, von denen einer

balkenförmig ist und ein gelöstes Mäandermuster trägt. Der zweite ist rechteckig und mit einem kegelförmigen Griff versehen. Die Platte ist in drei Felder geteilt, in denen sich rechts- und linksläufige Hakenkreuze mit ineinandergeschachtelten Vierecken abwechseln. Solche Farbstempel dienten zum Bedrucken von Geweben. Der Verzierung nach könnten die Stücke durchaus der jüngeren Steinzeit jenes Gebietes angehören, der Vergleich mit ähnlichen Funden macht jedoch wahrscheinlich, daß sie in die mittlere Bronzezeit zu setzen sind. / Dr. Fiddicke, **Der Bronzedepotfund von Gabow bei Freienwalde in der Mark.** Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. 11. Jahrgang, Heft 5, 1935. An derselben Stelle sind allmählich elf Bronzelanzenspitzen von meist hervorragender Arbeit zutage getreten, die sämtlich verschieden sind, also schwerlich einen Gießerfund darstellen. Zehn Stück sind nordisch-germanischer Form, eins mitteldeutscher. Ein Nierenarmring weist ebenfalls auf Per. 5 der Bronzezeit. / Paul Grimm, **Bronzezeitlicher Friedhof bei Obermöllern, Kreis Weißenfels.** Ebenda. Heft 6/7. Die Brandgräber zeigten sowohl an Form wie an Beigaben große Verschiedenheit, völlig abweichend war eine 2 m lange Steinpackung mit Körperbestattung und vielen Beigefäßen. Ganz ungewöhnlich waren zwei Steinbauten, von denen der eine einen Ziegenhornzapfen umgab, während der andere über Schädel und Vorderbein eines Pferdes errichtet war. Der Friedhof gehört der jüngeren Bronzezeit an und zeigt sowohl einheimische wie westthüringische und lausitzische Einflüsse. / Werner Boege, **Das Hakenkreuzgefäß von Poischwitz, Kr. Jauer.** Ebenda. Heft 8. Bei einer umfassenden Grabung wurde u. a. ein kleines Gefäß entdeckt, das in den Feldern seiner Zickzackverzierung Hakenkreuze trägt, die deshalb wichtig sind, weil auf nordillyrischem Gebiet in der Regel der Dreiwirbel an Stelle des Hakenkreuzes erscheint. Das Gefäß gehört in den Übergang von Bronze- und Hallstattzeit. / Adolf Rieth, **Bemerkungen zur Töpfertechnik der Spätbronzezeit.** Mannus. 27. Jahrg. Heft 1/2 1935. Verschiedene Beobachtungen an vorgeschichtlichen Gefäßen, wie z. B. die große Genauigkeit der Rundung u. a. führen zu der Vermutung, daß schon seit der jüngeren Steinzeit neben Glättern aus verschiedenem Material, Lederstreifen und anderen Hilfsmitteln auch drehbare Scheiben — aus Holz, Ton oder Stein — in der Töpferei verwandt worden sind. Solche Scheiben kennt man aus Darstellungen im Mittelmeergebiet, sie sind aber auch heute noch in der Volkskunst in manchen Gegenden Europas in Verwendung. Der Süden ging früh zur eigentlichen Töpferscheibe mit ihrer besonderen Technik über, der Norden schuf noch lange seine schönen Gefäße mit Hilfe der drehbaren Scheibe nach der altererbten Methode des „Aufwülstens", d. h. des Aufbaus und Ausformens des Gefäßes aus aufeinandergelegten Tonwülsten. / Derselbe, **Die Tauschiertechnik der Hallstattzeit.** Ebenda. Von den tauschierten Stücken der frühen Eisenzeit, Waffen und anderes Gerät, entfällt der kleinere Teil auf die mittlere, der größere auf die jüngere Hallstattzeit. Was die Herleitung der Tauschiertechnik betrifft, so kommt Italien dafür nicht in Frage, da es in der frühen Eisenzeit noch weit mehr Bronze als Eisen verarbeitet. Dagegen kennt der germanische Norden schon in der frühen Bronzezeit eine hochentwickelte Einlagetechnik und verwendet dazu Bernstein, Harzkitt, Gold und Kupfer. Ob die süddeutsche Hallstatt-Tauschierung hier ihre Anregung gefunden hat oder selbständig entstanden ist, muß weiter untersucht werden.

W. Buttler, **Das bandkeramische Dorf von Köln-Lindenthal und seine Bedeutung für die Entwicklung des Bauerntums.** Zeitschrift für Ethnologie. Verlag Julius Springer. 67. Jahrg. Heft 1/3 1935. Durch planmäßige Grabung auf einer 30 000 qm großen Fläche konnte die ganze Dorfanlage mit verschiedenen alten Umwallungen und zahlreichen, besonders gut erhaltenen Grundrissen von Baulichkeiten aufgedeckt werden. Ein bis zum Grundwasser vertiefter Teich sorgte für den Wasserbedarf. Dreierlei Bauten wurden beobachtet: Die für die Bandkeramik typischen, nierenförmigen Wohngruben, die hier in seltener Vollständigkeit mit den Pfostenlöchern gefunden wurden, und die Nachbildung erlauben. Sodann kleine, auf Pfosten ruhende, viereckige Vorratshäuser, und drittens große, rechteckige Feldscheunen mit einer Plattform. An Hand der Töpferware wurden vier Zeitstufen festgestellt, die sich auch in der Besiedlung ausdrücken. Ursprünglich standen an dieser Stelle nur Feldscheunen mit wenigen, behelfsmäßigen Wohngruben. Dann hat sich das ganze Dorf hierher gezogen, um gegen Ende der Besiedlung wieder sehr viel kleiner zu werden. In ihrer Blütezeit dürfte die Siedlung 250 bis 300 Seelen umfaßt haben; ihre Zeitdauer mag 2 bis 3 Jahrhunderte betragen haben. Die Siedlung ist bedeutsam für sehr altes Bauerntum auf unserem Boden.

Hertha Schemmel.



Vereinsnachrichten

Der Ehrentag von Wilhelm Teudt (7. 12. 1935) vereinte seine Detmolder und einige auswärtige Freunde zu einer Feierstunde im Hermannssaal der von Teudt gegründeten „Pflegstätte für Germanenkunde", nachdem acht Jahr zuvor die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" als Ausdruck seines völkischen Willens ins Leben getreten ist. Es war eine dankbar frohe Feier im festlich geschmückten Saal, durch auserlesene Kammermusik verschönt. Die herzliche, rückschaugebende Rede von seinem getreuen Mitstreiter, Oberstleutnant Platz; die warmen glückwünschenden Ansprachen von Regierungsrat Wolff, namens des Reichsstatthalters; von Landesschulrat Wollenhaupt namens des Landes Lippe; von Bürgermeister Keller-Detmold, der zugleich die Mitgliedsanmeldung aller Detmolder Stadträte übermitteln konnte; von Direktor Falck-Detmold im Namen des Keplerbundes; von den Ortsgruppen, durch Frau Kringel-Osnabrück, „dem lieben Vater Teudt", überbracht; dazu die vielen einzeln ausgesprochenen und die zahlreichen schriftlichen dankbaren Grüße und Wünsche (u. a. von Reichsstatthalter Dr. Meyer, vom Reichsführer der SS. Himmler, von Prof. Reinerth), das alles waren für Teudt beglückende Beweise der erfreulichen inneren Auswirkung der Detmolder Vorgeschichtsarbeit auf immer weitere Kreise unseres Volkes. Neben dem Wert der Sache wirkt aber auch der der Persönlichkeit, die hinter der Sache steht, und für die Anteilnahme und Verehrung, die Wilhelm Teudt entgegengebracht werden, war sein 75. Geburtstag ein schöner Ausdruck. Erwähnt sei noch die in der Feier überreichte, vom Bildhauer Karl Ludwig Meier-Berlin geschaffene Büste, die von einem Mitglied der Vereinigung gestiftet wurde. B.

Zur Jahresversammlung 1935, die am 16. und 17. Nebelung in Detmold tagte, hatte sich ein kleiner Kreis von Freunden, die lebhaftesten Anteil an unserer Arbeit nehmen, einfinden können. Am ersten Abend wurde unter der festen Führung unseres verehrten Vorsitzenden, Herrn Oberstleutnant Platz, zu folgenden Punkten der Tagesordnung eingehend und aufschlußreich berichtet:

1. Bericht des Vorsitzenden.
2. Bericht des Kassenwart.
3. Pfingsttagung 1936 2.—5. Brachet (Juni) in Mannheim.
4. Anschluß an den Reichsbund und Förderung durch ihn.
5. Pflegstätte für Germanenkunde.
6. Unsere Monatsschrift „Germanien".
7. Organisation der Ortsgruppen.

Eine erschöpfende Berichterstattung geht an alle Ortsgruppenleiter als „Mitteilungsblatt Nr. 8", da ihr Inhalt auf den Mitgliederkreis beschränkt werden soll. — Hier sei nur von dem berichtet, was allen Lesern wichtig sein kann, unter Weglassung der Mitteilungen, die „Germanien" in den letzten Heften schon in der einen oder anderen Form gebracht hat.

Zu 1. Oberstleutnant Platz begrüßte die Versammlung und gab einen kurzen Rückblick über die Entwicklung der Vereinigung seit der vorjährigen Mitgliederversammlung. Der Ausschuß ist aufgelöst worden; die Verantwortung für die Führung hat jetzt allein der Vorsitzende, der die Freunde hören will, aber Entscheidungen selbst fällen muß.

Zu 2. Oberst a. D. Wasserfall, Kassenbericht. Die Mittel, über die die Vereinigung laufend verfügen kann, sind nach wie vor nur beschränkt. Für die zu bewältigende Arbeit reichen sie kaum aus. Dankenswerterweise kam uns dann und wann etwas Beihilfe von den Ortsgruppen, ferner haben wir gelegentlich unregelmäßige Einnahmen aus den Führungen in der Osning-Mark gehabt. Diese Führungen werden zwar von der Vereinigung grundsätzlich unentgeltlich übernommen, aber erfreulicherweise haben uns zahlungskräftige Gruppen jeder Art für die Zwecke der Vereinigung gelegentlich nachträglich eine Entschädigung für aufgewandte Zeit und Mühe zukommen lassen. Eine Kassenprüfung wird zu Jahresende vorgenommen und ihr Ergebnis in „Germanien" bekanntgegeben.

Oberstleutnant Platz dankt den Ortsgruppen herzlich für ihre Unterstützung, und Dir. Müller-Düsseldorf benutzt die Ge-

legenheit, Herrn Oberstleutnant Platz für seine langjährige selbstlose Arbeit den Dank der Mitglieder auszusprechen.

Zu 3. Oberstleutnant Platz: *Pfingsttagung*. Wie üblich soll die nächstjährige Tagung gleich nach Hohen Maien stattfinden, und zwar vom 2.—5. Brachet/Juni. Gewählt wurde Mannheim. Dienstagabend Treffen, Mittwoch, Donnerstag: Besuch der Heiligtümer germanischer Vorzeit, die von Herrn Teudt und Herrn Düstersiek schon im letzten Sommer aufgesucht worden sind. Freitag dann einen Ausflug in Richtung Heimat. — Vorbereitungen und Veranstaltung liegen in Händen des Mitgliedes Herrn Winterwerb als Vorsitzenden des Verkehrsvereins und des Altertumsvereins Mannheim. Oberstleutnant Platz führt dann weiter aus:

Zu 4. *Anschluß an den Reichsbund*: Unser Verhältnis zum Reichsbund, das im Mittelpunkt der vorjährigen Versammlung stand, hat sich günstig gestaltet. Die Vereinigung ist im Mai 1935 als körperschaftliches Mitglied dem Reichsbund beigetreten. Schon im vorigen Jahr hatten Reichsbund und Vereinigung erwogen, „Germanien" als volkstümliche Zeitschrift des Reichsbundes neben den „Mannus" zu stellen. Die entsprechenden Verhandlungen des Reichsbundes mit unserem Verlage haben aber zu keinem Erfolge geführt und infolgedessen hat sich der Reichsbund, wie Herr Prof. Reinerth auch in Bremen mitteilte, entschlossen, eine eigene volkstümliche Zeitschrift herauszugeben. Neben ihr kann jedoch „Germanien" weiter bestehen. Es wird eine mittlere Stellung zwischen dem „Mannus" und einer neuen Reichsbundzeitschrift einnehmen. Herr Prof. Reinerth hat uns ausdrücklich weitere Förderung unserer Zeitschrift (u. a. Austausch von Aufsätzen) zugesagt. Außer Zahlung des erwähnten Kopfgeldes für jedes Mitglied ist die Vereinigung verpflichtet, eine bestimmte Zahl des „Mannus" zu beziehen. Die Mannusleser sind der eigentliche Kern der Reichsbundmitglieder. Wir bitten deshalb nochmal darum, uns die Mitglieder, die Mannusleser sind, anzugeben, da sie uns auf die Zahl der Pflichtbezieher angerechnet werden.

Zu 5. Direktor *Teudt*: *Pflegstättenbericht*: Ich werde gefragt, wie es mir geht. — Gut steht es, weil die Arbeit erfolgreich vorangeht — und schlecht geht es mir, weil ich nicht alle Aufgaben erfülle, die ich anfassen müßte. Vor allem fehlt die Zeit zum eigenen Studium, um noch Neues schaffen zu können. Es war ein Kampf um die Geltung und Stetigkeit unserer Detmolder Arbeit und dabei ein fortlaufendes Hin und Her. Meine Freude und meine Hoffnungen stiegen aber in der letzten Zeit. Ich glaube, daß unser Detmolder Werk vorangeht. — Für die ersten Anfänge unserer Pflegstätte war es schwierig, sich immer wieder neu veränderten Verhältnissen anpassen zu müssen. Der Satz „Eine gute Sache, die Wert in sich hat, soll man anpacken und dann abwarten, ob sie sich bewährt" hat Bezug auf die Pflegstätte. Ich habe die feste Zuversicht, daß alle vorhandenen oder noch kommenden Schwierigkeiten aus eben diesem Grunde besiegt werden. (Vgl. die letzten Berichte über die Pflegstätte für Germanenkunde in unseren „Vereinsnachrichten".)

Zu 6. *Studienrat Suffert* berichtet über die Schicksale von „Germanien" im letzten Jahr und ging auf einzelne Punkte und Schwierigkeiten näher ein. Er fußte dabei auf seinen grundsätzlichen Darlegungen auf der vorjährigen Jahreshauptversammlung.

Zu 7. *Oberstleutnant Platz* legt klar, daß eine Zusammenfassung der nordwestdeutschen Ortsgruppen mit einer Zwischenstelle in Essen nicht möglich ist.

In der sich anschließenden *Aussprache* überbrachte zunächst Bürgermeister *Keller*-Detmold herzliche Grüße der Stadt. Er hatte kurz zuvor an den Berliner Besprechungen teilgenommen, die Dir. Teudt führte. Tätige Hilfsbereitschaft und warmes Aufgeschlossensein für unsere Arbeit sprach aus seinen Worten, wie dann aus denen des Landesschulrates *Wollenhaupt*, der anschließend die Grüße des Landes übermittelte.

Oberstleutnant Platz: Es war immer völkische Arbeit, was hier in Detmold getan worden ist, der früher die größten Schwierigkeiten erwuchsen. Erst seit der Machtübernahme haben wir eine Förderung erfahren, die wir vorher gar nicht erhoffen durften. Unsere Aufgabe bleibt zu begeistern. Wir haben 1928 angefangen und uns dafür eingesetzt, die falschen Vorstellungen von unseren Vorfahren, die schon den Schulkindern zu unseres Volkes Schaden beigebracht wurden, zu beseitigen und die Vorzeit als Kraftquelle zu erschließen. Dies hat Teudt angeregt und daran haben wir alle mitgearbeitet — denn Begeisterung kann man auch wecken, ohne Wissenschaftler zu sein.

So ist „Germanien" ein Blatt der Außenseiter, deren Arbeit sehr nötig und auch fruchtbar ist. Nur wollen wir uns von solchen Leuten getrennt wissen, die (wie Dr. Heinsch-Lauersfort und andere) unwissenschaftliche Phantasterei treiben.

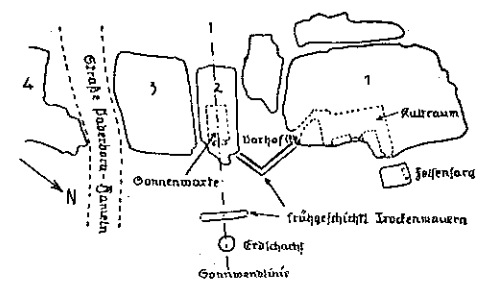
Es folgte eine Aussprache über die Grabung in Oesterholz und über die Lage (durch z. T. unrichtige Zeitungsberichte über die Bremer Tagung geschaffen), begonnen durch Dir. *Müller*-Düsseldorf. Bei dieser und den folgenden Aussprachen zeigte sich klar die Notwendigkeit, daß die Ortsgruppen in reger Fühlungnahme mit der Detmolder Hauptstelle stehen, damit Unklarheiten beseitigt werden und enge Verständigung vorhanden ist.

Daß, worum der Heimatforscher Risse-Dortmund bat, Fremdwörter in der Zeitschrift vermieden werden, ist dringend nötig. Dazu gehört aber die Unterstützung aller Mitarbeiter, da die Schriftleitung von sich aus aus zeitlich-technischen Gründen eine saubere Umänderung nicht in jedem Falle vornehmen kann.

Zur aufgeworfenen Frage der Laienforschung nahmen abschließend Dir. Teudt und Dr. Lechler-Berlin das Wort. Ersterer führte aus:

Bei der Frage der Laienforschung handelt es sich um Grundsätzliches, das in unserer Mitgliedschaft klar gesehen werden muß: Was heißt denn Laienforschung? Ich habe dabei immer ein unbehagliches Gefühl. Jeder junge Akademiker mit dem Doktorexamen ist Wissenschaftler, und das gilt oft mehr als ein ganzes Leben, das hinter einem Werk steht und als „unwissenschaftlich" bezeichnet werden kann. — Von einschneidender Bedeutung ist hier die völkische Forderung: daß wir nämlich die Wissenschaft in einer Weise betreiben und daß das betont wird, was dem Volke nützt. Fragen, die kaum von der Wissenschaft gelöst werden können, sollen ihr verbleiben. In solchen schwierigen Fällen soll aber miteinander Fühlung genommen werden. So wollen wir es auch in Oesterholz tun. Hier darf z. B. nicht vergessen werden zu fragen, welche Bedeutung fällt denn dem Gutshof innerhalb der ganzen Anlage zu?

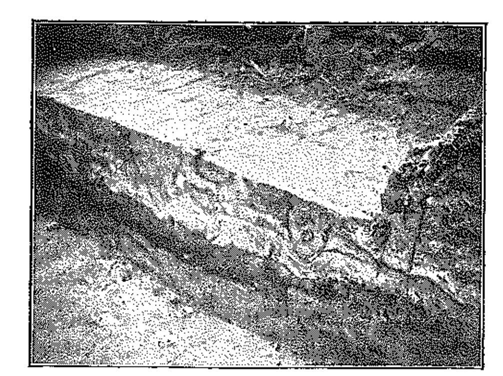
Dr. Lechler faßte seine Anschauung und die von Prof. Reinerth und Prof. Langsdorff in dieser Frage dahin zusammen: Der Gegensatz zwischen Laien und Wissenschaftlern wäre nicht so groß, wenn alle Fachleute ganze Kerle wären und nicht Geschaftlhuber und wenn dann beide Teile die nötige Bescheidenheit hätten. Daß ein Zusammenkommen dieser beiden „Lager" möglich ist, ist ja schon allein durch die schöne Tatsache bewiesen, daß Otto Siegfried Reuter jetzt in Berlin mit 30 Astronomen zusammensaß. Er hatte sich im Kampfe bewährt und wurde nun „anerkannt". Verhältnisse, unter denen Krause arbeiten mußte, haben wir heute nicht mehr.



Die Skizze vermittelt einen Überblick über die Lage der Felsen 1—4 und der neuen Funde vor den Externsteinen.

Am anderen Morgen fuhren die Tagungsteilnehmer zur Besichtigung der Grabungen an den Externsteinen. Wir übernehmen hierüber den Bericht, den einer der Teilnehmer in der Essener Allgemeinen Zeitung vom 22. 11. veröffentlichte:

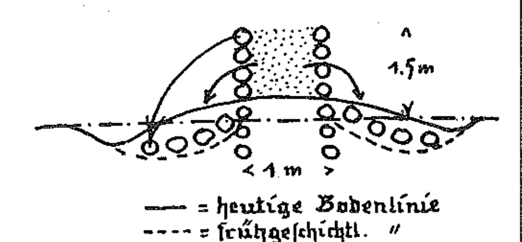
„Anschließend fuhren die Teilnehmer zu den Externsteinen hinaus, um sich dort durch den Leiter der Ausgrabungen, Prof. *Andree*, sowie den Beauftragten des Reichsführers SS *für die Neugestaltung der Umgebung des Kulturdenkmals*, Baumeister *Demmel*, über den Stand der Arbeiten unterrichten zu lassen. Zum ersteren ist als Wichtigstes und Neuestes zu berichten, daß bei den Grabungen vor den Steinen außer der bereits bekannten, inzwischen aber *ganz* freigelegten Trockenmauer zwischen den Felsen 1 und 2 (die den Abschluß eines kleinen Vorhofes gebildet zu haben scheint) eine *zweite Trockenmauer* ergraben wurde sowie ein *Erdschacht*. Eine Erklärung für beides läßt sich z. Z. noch nicht geben, doch scheint es, daß sie in irgendeinem Zusammenhang mit der *Sonnenwarte* auf dem Felsen 2 stehen. Eine genaue Vermessung müßte aber zuvor die Vermutung erhärten, daß beide mit der *Sonnwendlinie des „Sacellums"* auf dem Turmfelsen (2) in Verbindung stehen. Herr Prof. Andree hat nun auch die weitere Umgebung der Felsen einer eingehenden Untersuchung unterzogen und hat nördlich bis nordwestlich *eine Wallanlage von erheblichem Umfang* festgestellt. Flache Erdwälle ließen die Vermutung auf eine solche Wallanlage zu, und bei der Durchführung mehrerer Querschnitte durch diese Erdwälle ergab sich, daß man es mit Resten recht ansehnlicher „Mauern" aus Holz und Erdreich zu tun hat: 7 oder 8 Rundhölzer (deren Jahresringe noch heute deutlich in der Bodenfärbung zu erkennen sind) bildeten die „Verschalungen", die dann mit



Privataufnahme

Das Bild zeigt ein Stück aus einem der vielen Schnittgräben. Unter der hellen waagerechten Fläche werden deutlich die Querschnitte mehrerer Rundhölzer, von denen in dem Bericht die Rede ist, sichtbar.

dem leichten Boden (Sand) von beiden Seiten aus aufgefüllt wurden, wodurch gleichzeitig Gräben von mäßiger Tiefe entstanden. Beim Verfall (oder der Zerstörung?) rollten die Hölzer in die Gräben, und der Sand rieselte nach, so daß es möglich ist, die Anlage nach Größe und Bauart wiederherzustellen. Die Wälle umhegen in zwei- und vierfachem Ring einen großen Raum, der möglicherweise als Thingplatz gedient haben mag. Nahe am Lauf der Wiembeke, näher den Felsen zu gelegen, fand man außerdem noch ein ganz kleines Trockenmäuerchen von 25 cm Stärke und 25 cm Höhe, sorgfältig aus faustgroßen Steinen zusammengesetzt; es wurde bis jetzt auf eine Länge von 47 m freigelegt; seine Bedeutung ist noch gänzlich ungeklärt. Zum Schluß machte Baumeister Demmel an Hand von Plänen bedeutsame Mitteilungen über die in Aussicht genommenen Umgestaltungsarbeiten an den Externsteinen. Das ganze, nun der Externsteinestiftung geschlossen zugehörige Gelände soll mit einem 2 m hohen und mit



Aus der Skizze ist, wie in dem Artikel näher erläutert, der Befund und die Bauart der Umhegungsanlage zu ersehen

dichtem Holz zu bepflanzenden Wall eingefriedigt werden; er wird eine Länge von 8,5 km bekommen. Nach Inbetriebnahme der neuen Straße am 1. April 1936 wird die alte Straße vollkommen entfernt werden; das gleiche Schicksal wird dem Gasthause und seinen Nebengebäuden beschieden sein, so daß die ganze Umgebung der Felsen frei sein wird von störenden Bauten. Sinnvoll angelegte Wege werden auf dem nur in einer Richtung benutzbaren Zugang zum Denkmal Ausblicke auf die Steine bieten. Zur Unterbringung einer Sammlung aller an den Steinen gefundenen Bodenfunde sowie zur Wohnung für den beschützenden Wächter der Anlage ist geplant, zwei schöne sächsische Bauernhäuser, die ohnedies aus zwingenden Gründen an ihrem jetzigen Standort abgebrochen werden müssen, innerhalb der Umhegung aufzubauen. Alle Arbeiten sind mit großer Umsicht und unter Beachtung aller bisherigen und noch zu vermutenden Erkenntnisse geplant. Sie sichern uns und unsern Nachkommen ein möglichst getreues Bild vom Wesen der Ahnen aus einer Zeit hoher kultureller Entwicklung."

Die gegebenen Arbeitsberichte legten Zeugnis ab, daß hier in Detmold weiter verantwortungsbewußt in der in acht Jahren Kampf erprobten Richtung weitergeschritten ist. Wir danken allen Freunden, die zu unserer Sache standen, und bitten, diese Gemeinschaft in demselben völkischen Wollen auch für das nächste Arbeitsjahr zu bewahren.

Ortsgruppe Dortmund: Der Ortsgruppenleiter, Heimatforscher Alois Risse, sprach am 13. Nebelungs über „Spuren germanischer Religion im heutigen Brauchtum". Herr Risse, der wie alle Laienforscher der „zünftigen Wissenschaft" neue Unterlagen und damit neue Gesichtspunkte zuträgt, wies für seine engere westfälische Heimat nach, wie uns dort auf Schritt und Tritt, namentlich in dem noch einigermaßen unberührten ländlichen Brauchtum, trotz aller früherer Mißachtung und Unterdrückung heute noch Spuren ältester germanischer religiöser Vorstellungen und Gepflogenheiten begegnen.

Natürlich übt man die alten Bräuche zumeist völlig ohne Wissen um ihre Herkunft, zumal die alte Kirche nach der Christianisierung der Germanen eifrig bemüht war, das alles ins Christliche umzubiegen und umzuwandeln. An die Stelle der alten heidnischen Gottheiten traten die entsprechenden christlichen Heiligen, und in gleichem Sinne wurden die alten Heiligtümer und Wallfahrtsstätten und Sitten, soweit sie nicht der Zerstörung anheimfielen, abgewandelt.

Am 11. 12. 35 soll sich ein weiterführender Lichtbildervortrag hieran anschließen.

Ortsgruppe Osnabrück. An dem am 23. Nebelung veranstalteten ersten Winterabend begrüßte Herr Dr. Kringel, der jetzt den Vorsitz übernommen hat, die zahlreich erschienenen Freunde (350 Besucher, dabei viele Angehörige der SA., SS. und HJ.). Unter dem Eindruck der Feierlichkeit des 9. Nebelung stehend, betonte er mit Dank, daß uns heute die stolze Heldenehrung der Vorfahren wiedergegeben ist. Diese Zusammenkunft am Vorabend des Totensonntages war eine Feierstunde. Dr. phil. König zeigte durch Vortrag und zahlreiche Lichtbilder die Form der nordischen Totenehrung von der Steinzeit bis zur Gegenwart.

Einleitend schilderte er die Grundgedanken der germanischen Religion über Tod und Unsterblichkeit. Wie der Germane seine Götter nicht fürchtet, sondern sie als Freund und Helfer betrachtet und sich als ihr Mitstreiter im Kampf gegen die lebensfeindlichen Mächte (Utgard) fühlt, so kennt er auch keine Furcht vor dem Tode. Ja, Todesverachtung und „lachendes Sterben" sind oft genug als Kennzeichen der germanischen Krieger hervorgehoben. Es ist daher abwegig, eine „Furcht vor den Toten" als Bestimmungsgrund für Bestattungssitten (Großsteingrab, Leichenverbrennung) anzunehmen. Der Wiedergängeraberglaube Islands ist eine Verfallserscheinung aus der Zeit des Glaubenwechsels. Zudem waren die gefürchteten Wiedergänger stets Menschen, die im Leben schon friedlos und böswillig waren. Den in Ehren gestorbenen Sippengenossen begleitete nicht Furcht ins Grab, sondern Hoffnung auf eine Wiedergeburt in seinen Enkeln und Volksgenossen. So war der Tod eine Wandlung und Wanderung, aber kein Auslöschen des Lebens. Appian sagt von den Germanen Ariovists: „Sie verachten den Tod infolge ihrer Hoffnung auf eine Wiedergeburt." Als schattenhaftes Zwischenreich zwischen Tod und Wiedergeburt ist das früher allgemein unterirdische Totenreich der Hel anzusehen, ursprünglich keine Personen-, sondern eine Ortsbezeichnung. (Gotisch „halja = Wiese", vgl. das Märchen der Frau Holle, deren Gebiet ja auch ein zweites Tor zum Wiedereintritt in das volle Leben hat!) Auch Baldur wartet auf dem Hochsitz der Hel auf seine Wiedergeburt, die ihm nach dem Untergang des von Odin beherrschten Zeitalters Ragnarök beschieden ist. Aus der nordischen Wikingerzeit kennen wir den Walhallglauben als dichterische Verklärung des Kriegerlebens. Aber auch die Einkehr in Walhall war eine Neugeburt zu einem tätigen, kampfbereiten Leben und kein ewiger Zustand, denn dahinter stand die Aussicht auf den Untergang dieser und der Aufstieg einer neuen besseren Welt, in der Baldur wieder als Lichtgott herrschen würde. Gleich dem Wesenskern des Menschen sollten auch die Urbilder der Gegenstände, die man ihm mit ins Grab legte, eine Neuwerdung erfahren. Daher der Glaube: „In Walhall gehört einem, was auf dem Holzstoß lag." Also die materialistische Deutung, als ob die Leiche sich irgendwie an den Grabbeigaben erfreuen könnte, ist hiernach unmöglich, denn die Beigaben selbst wurden ja durch das Feuer zerstört. Man glaubte an ein Unzerstörbar-Geistiges im Menschen und in den Dingen, die ihm im Leben teuer waren, vor allem seine Waffen; dieser Gedanke erklärt zwanglos die Sitte der Grabbeigaben.

Der Vortragende zeigte dann mit vielen schönen Lichtbildern die Bestattungsgebräuche und Beigaben seit der jüngeren Steinzeit, in der die germanischen Völker und ihre Kultur sich allmählich formten, um dann in der Bronzezeit ihre Blüte, ihr goldenes Zeitalter, zu erleben. Dr. König schilderte den Wandel der Schmuckformen im Laufe der drei Jahrtausende der germanischen Kultur bis zur Wikingerzeit. Dann führte er am Schluß den Gedanken der Totenehrung, der bleibendes rassenseelisches Erbgut der Deutschen ist, bis auf die Gegenwart fort. Man sah Grabstätten der Großen aus der deutschen Geschichte, Kriegerfriedhöfe, Mahnmale an die Toten des Weltkrieges und endlich die großartige Ehrung der Gefallenen der Bewegung am 9. November 1935. So ist uns das Gedenken an die großen Toten unseres Volkes ein Mahnruf, sie zu ehren; wir danken ihnen für das, was sie vollendet, und vollenden, was sie begonnen haben.

Ortsgruppe Berlin. Nachdem Herr G. Krause (Neukölln) auf dem am 12. Nebelungs im „Spaten" stattgefundenen „Geselligen Abend" zunächst kurz über seine drei Sommerwanderungen berichtet hatte, nahm er das Wort zu seinem ausführlichen Vortrag über „Teufelssteine, Opfersteine und Opfernäpfchen".

An den alten märkischen Backsteinkirchen, so führte der Vortragende aus, findet man, vor allem in dem Raum bis an die Oder heran, an den Süd- und Südostseiten der Mauern häufig näpfchenartige Vertiefungen in der Größe eines Zwei- bis Fünfmarkstückes. Auch an Rathäusern, die aber

meistens früher mit einer Kapelle verbunden waren, sind sie vorhanden, also immer nur an Gebäuden, die gottesdienstlichen Zwecken dienten oder wenigstens mit solchen in Zusammenhang standen, sind sie anzutreffen. Man hat die verschiedensten Erklärungen betreffend Entstehung und Bedeutung dieser Näpfchen gegeben. Man hat sie als Verwitterungserscheinungen, Spuren von Kinderspielereien, Kugelspuren, Merkzeichen der Ziegelstreicher oder der Bauhütten, Salbennäpfchen, Marktstandszeichen, Verlöbnis- oder Taufmarken, Notfeuernäpfchen oder Erzeugnisse von Bußübungen angesehen. Meistens gelten sie wohl als Opfernäpfchen, die noch heute in manchen Gegenden mit Butter eingesalbt werden.

Ähnliche Näpfchen finden sich nun zahlreich auch in Granitsteinen, die im Volksmunde dann meistens als „Teufels-" oder „Opfersteine" bezeichnet werden. Sie können hier auch eine längliche Form annehmen, sogar eine Vereinigung beider Formen kommt vor: eine längliche größere, in die die kleinere hineingearbeitet ist. Die gleichen Näpfchen sind auch an Felsplatten, wie z. B. bei den berühmten schwedischen Felsbildern von Bohuslä[e]n, festzustellen. Sie können hier entweder als Marksteine für in der Nähe befindliche vorgeschichtliche Gräberfelder gedeutet werden, oder auch kalendarische Bedeutung gewinnen, letzteres besonders dort, wo sie in figürlicher Anordnung sich finden.

Eine dritte Art, diese Näpfchen anzubringen, kommt bei den Dolmen (Steintischen) vor, niemals aber an Grabkammern. Diese Steintische sind wohl als Opfertische anzusprechen, so daß auch hier wieder der Opfergedanke mit den Näpfchen verbunden zu sein scheint. In manchen Gegenden pflegt man noch heute Getreidekörner in die Näpfchen zu tun, oder Kranke legen auch Geldstücke hinein in dem festen Glauben, daß der, der diese mitnimmt, damit gleichzeitig die Krankheit des Spenders fortträgt. Man darf also wohl annehmen, daß, wenn auch eine einhellige Erklärung für die Opfernäpfchen an den kirchlichen Backsteinbauten bisher nicht gefunden ist, diese aus einer Erinnerung heraus von der bereits christlich gewordenen Bevölkerung unter Duldung seitens der Geistlichkeit angebracht sind. Um die Zeit der Reformation verschwinden sie allmählich.

In der Aussprache wurde noch auf die „Rillen" hingewiesen, die man z. B. auch am Braunschweiger Dom sieht, und die der Volksmund dort als Spuren der Tatzen des zahmen Löwen Heinrichs des Löwen erklärt. An anderen Orten werden sie für Schleifspuren von Waffen angesehen.

Fremdwörter zu vermeiden, ist unerläßlich! In schwierigen Fällen wenigstens die Verdeutschungen in Klammern dazu setzen! (Vgl. „Germanien" 1934, S. 64). Wir bitten alle Mitarbeiter, uns die Durchsicht der Beiträge auf Fremdwörter abzunehmen. Die Verdeutschung in jedem Fall hier vorzunehmen, ist uns zeitlich unmöglich, so daß ein Aufsatz Gefahr läuft, liegen zu bleiben. Schriftleitung.

Zum **„Streit um die Externsteine":** Wir bitten Kenntnis zu nehmen, daß wir gegen den Angriff von Prof. Dr. Alois Fuchs, Paderborn, auf die germanische Geschichte der Externsteine (Im Streit um die Externsteine, Paderborn 1934) die Widerlegung unter dem Namen „Irminsul und Christenkreuz an den Externsteinen" herausbrachten (Verlag Ernst Schnelle, Bad Pyrmont, Preis 1 RM, zu beziehen durch den Buchhandel). Der Verlag sendet den Ortsgruppen ein Stück zur Ansicht zu. Im übrigen verweisen wir auf den Abdruck des Schlußwortes in diesem Heft auf Seite 14.

Zu Führungen in der Osningmark und zu Vorträgen standen wir im letzten Jahr auf Wunsch außerordentlich oft zur Verfügung. Wir sind bei rechtzeitiger Anmeldung auch gern bereit, es für die Folge zu tun. Die Vortragstätigkeit liegt zur Zeit hauptsächlich in den Händen von Herrn Ulrich v. Motz, der seit Herbst 1935 Mitarbeiter von Dir. Teudt ist, nachdem er vorher in Hannover an Schulen und an der Landespolizeifachschule Vorträge über Vorgeschichte gehalten hatte.

Vereinigung und Pflegestätte.

Von Lesern unserer Zeitschrift, die sich noch nicht als Mitglieder der Vereinigung gemeldet haben, werden häufig Fragen oder Wünsche an uns gerichtet, die wir trotz Zeitverlust und Arbeitsaufwand stets gern erledigen. Da wir glauben annehmen zu dürfen, daß diese Leser unseren Bestrebungen freundlich gegenüberstehen und sie fördern wollen, müssen wir darauf hinweisen, daß das nur durch Anmeldung als Mitglied möglich ist. Kosten über den Bezugspreis hinaus entstehen durch die Anmeldung nicht.

Fr. germ. Vorgeschichte. gez.: Platz.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil H. Lottner, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. IV. Vj. 1935 3200. Pl. Nr. 2.

17.1.1936

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936 Februar Heft 2

Einführung neuer Zeitstufenbenennungen in der deutschen Vorgeschichte?

Auf der 5. Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte, die Pfingsten 1932 in Bad Oeynhausen stattfand, sprach Teudt grundsätzliche Forderungen aus, die ihn seit längerer Zeit schon beschäftigten: Nachprüfung der Beurteilung von Wallanlagen (Burgen, Ringwälle) auf germanischem Boden und Änderung der üblichen Bezeichnung der Zeitstufen. Gelegentlich der Besichtigung der Wittekindsburg führte er aus, daß mancherlei Gründe die Wissenschaft bewogen hätten, die aufgefundenen Wallanlagen auf germanischem Boden zeitlich zu spät anzusetzen; nun aber scheine ein Wandel sich anzubahnen. Während — wie Jacob-Friesen in einer Arbeit über die Cheruskerburg auf dem Gehrdener Berge bei Hannover bemerke — Schuchardt noch im Jahre 1924 geschrieben habe, daß sich im ganzen norddeutschen Flachlande bis zum Rande des deutschen Mittelgebirges keine Burg fände, die auch nur bis in die römische Zeit zurückginge, müsse auf Grund der Gehrdener Ausgrabung diese Anschauung geändert werden. Es seien schon jetzt eine ganze Reihe von Burgen, die mindestens in die augustische, wenn nicht in eine noch frühere Zeit zu verlegen seien.

„Die neue Zeitansetzung ist schon ein Fortschritt, über den wir uns freuen, aber wir nehmen noch Anstoß an der Bezeichnung ‚augustisch'. Weshalb sollen wir Dinge aus unserer eigenen Vorgeschichte mit fremden Namen bezeichnen? Wäre es nicht endlich angebracht, eine Bezeichnungsfolge wie etwa diese anzustellen:

vorgermanisch:	Steinzeit bis 3000 v. Zw.
urgermanisch:	3000 bis 2000 v. Zw.
frühgermanisch:	2000 bis 700 v. Zw.
altgermanisch:	700 bis 0
(hoch) germanisch:	0 bis 400 n. Zw.
spätgermanisch:	400 bis 800 n. Zw.
nachgermanisch:	seit 800 n. Zw."[1]

[1] Germanien, 4. Folge (1932), S. 35.

Der Nachdruck liegt auf der Forderung, bei der Benennung von Dingen aus unserer eigenen Vorgeschichte Beziehungen auf fremde Gesittungskreise zu vermeiden und auszumerzen. „Jedenfalls entspricht es dem psychologischen Bedürfnis der gegenwärtigen Aufgabe, daß das Wort „*germanisch*“ nach langer Unterdrückung unermüdlich hervorgehoben wird, wo es angeht“ (Teudt, Reformvorschläge und Arbeitswünsche zur Germanenkunde. I. „Germanien“, 1934, S. 324). Im übrigen lag es nicht in Teudts Absicht, eine endgültige Aufstellung zu geben; es sollte vielmehr eine Anregung, ein Versuch „zur Anbahnung gemeinsamer Verhandlungen“ sein (ebenda).

Dieser Anbahnung sollte auch eine Aussprache dienen, die von Teudt für den 21. April 1934 geplant war, aber wegen des weiteren Ausbaus des Reichsbundes zurückgestellt wurde. Es hieß in der Einladung: „Zu erstreben ist die Ausmerzung und der Ersatz einer Anzahl veralteter oder zu Mißverständnis führender oder unpraktischer *Fachausdrücke*.“ In einer Besprechung, die zwischen Teudt und Prof. Reinerth dann Ende April stattfand, betonte auch dieser die Notwendigkeit, daß zunächst unbedingt die „zeitlichen und kulturellen Großbegriffe der Urgeschichte“ zu ändern seien; ganz klar müsse sich in ihnen auch die Front Germanen—Slawen, Germanen—Römer, und Germanen—Kelten abzeichnen.

Die Einsicht, daß Neues geschaffen werden müsse, ist also längst da; es besteht Übereinstimmung im Grundsätzlichen, und es kommt nunmehr auf die praktische Durchführung an.

Gegen Ende 1934 unterbreitete Teudt in einem größeren Aufsatz wieder neue Vorschläge[1]. „Wenn die Vernachlässigung und Nichtachtung germanischer Archäologie im Vergleich zur klassischen und orientalischen Archäologie dank der Wirksamkeit Gustaf Kossinnas im Schwinden begriffen ist, wenn dank der Errichtung des Dritten Reiches nunmehr auch die völkischen Fragestellungen und die völkischen Belange in der Germanenkunde befriedigt werden sollen, so treten wir „Freunde germanischer Vorgeschichte“ als Träger einer Reformbewegung mit greifbaren Forderungen an die Wissenschaft heran . . .“. Teudt stellte dann sieben Sätze auf und schloß ihnen als achten die „Forderung der Beseitigung sachlich zu beanstandender und sprachlich unerfreulicher Fachausdrücke“ an. „Sie stammen noch aus einer Zeit, in der nicht nur das archäologische Wissen auf einer wesentlich tieferen Stufe stand als jetzt, sondern auch in hohem Maße die völkischen Gesichtspunkte fehlten.“

Über die eingebürgerten französischen Bezeichnungen der Altsteinzeit geht Teudt schnell hinweg. Inzwischen hat sich ja längst gezeigt, daß diese Namen für Mitteleuropa unbrauchbar sind und naturgemäß auch die mit ihnen (aus Verlegenheit) gebildeten Hilfsbezeichnungen. Sie sind überholt, und sie werden wieder ausgebürgert werden.

„Zu beseitigen sind vor allem *die* Fachausdrücke, die dem germanischen Anteil an einer Gruppe von Kulturgütern nicht nur keinen betonten Ausdruck verleihen, sondern geradezu den Gedanken an den germanischen Anteil erschweren . . . Hallstatt und Latène ergibt sich von selbst als *altgermanische* Zeit, geteilt in zwei Abschnitte. Ebenso einleuchtend kann die *Bronzezeit* „frühgermanisch“ heißen.

Die Zeitbemessung ‚kaiserzeitlich‘ für germanische Funde bedeutet dem völkisch erwachten Empfinden eine klägliche Beeinträchtigung der germanischen Kulturehre. Als ob nicht ein Ausdruck wie etwa ‚hochgermanisch‘ in einwandfreier, vortrefflicher Weise seine Aufgabe erfüllen würde.“

Für solche Beeinträchtigung germanischer Kulturehre hat „Germanien“ mehrfach Beispiele gebracht. So etwa die Nachricht, daß „*ein germanischer Friedhof aus der spätrömischen Zeit*“ in der Prignitz freigelegt worden sei. „Das heißt nichts anderes als: ein Ausschnitt aus der germanischen Geschichte wird durch solche Ausdrucksweise eingegliedert in den Ablauf der römischen . . . Manchem mag die Notwendigkeit, mit einer solchen Geschichtsgliederung zu brechen, noch nicht einleuchten. Es ist doch anscheinend nur eine Äußerlichkeit! Wir sind aber überzeugt, daß durch die ständige Anwendung solcher Ausdrucksweise unbewußt ein Abhängigkeitsgefühl erzogen wird, das um so gefährlicher wirkt, weil es unbewußt bleibt und in entscheidenden Augenblicken das Denken falsch lenkt. . . . Der Römer rechnete anders: ihm begann die Geschichte ab urbe condita, von der Gründung der Stadt, *seiner* Stadt“ („Germanien“, 1934, S. 376).—

Die Namen Völkerwanderungszeit will Teudt zulassen, weil er „wenigstens unser völkisches Selbstbewußtsein nicht kränkt. Dagegen bleiben ‚merowingisch‘ und ‚fränkisch‘ am besten auf den Westen beschränkt; für germanische Verhältnisse erbietet sich unzweideutig und treffend der Ausdruck ‚spätgermanisch‘.“

„Auf spätgermanische Zeit folgt um 800 auch für Germanien die karolingische, dann die Sachsenkaiserzeit und die Salingerzeit, drei Perioden, die zusammen das wirkliche Frühmittelalter ausmachen.“

Aus welchen Gesichtspunkten heraus Teudt seine Vorschläge für die Umgestaltung der Fachausdrücke für die einzelnen Zeitalter gemacht hat, dürfte deutlich geworden sein. Er schließt mit der Hoffnung und Erwartung, daß „in absehbarer Zeit eine Verständigung der verschiedenen vorgeschichtlichen Stellen und Richtungen stattfinden wird.“

Diese Erwartung scheint jetzt der Erfüllung ein gutes Stück nähergekommen zu sein: in Heft 8 des „Nachrichtenblattes für Deutsche Vorzeit“ (abgeschlossen am 16. November 1935) legt Dr. Ernst Petersen (Landesamt für Denkmalpflege, Breslau) neue „Vorschläge zur Einführung neuer Zeitstufen-Benennungen in der deutschen Frühgeschichte“ vor. Die Hoffnung, daß nun tatsächlich Ernst gemacht wird, darf um so größer bewertet werden, als in der Vorbemerkung gesagt wird, daß des Verfassers Vorschläge bei verschiedenen Fachgenossen auf der Bremer Tagung und anderswo günstige Aufnahme gefunden haben.

Petersen weist zunächst darauf hin, daß der Liebhaber der deutschen Vorgeschichte bei einiger Versenkung in das Schrifttum alsbald einer unübersehbaren Fülle von Fachausdrücken gegenüberstehe. Von denen seien solche, die eine bestimmte *Gattung von Funden* umschrieben, allerdings nicht ohne schwere Schädigung zu entbehren oder zu ersetzen. Aber die *Bezeichnungen für die einzelnen Zeitabschnitte* seien „heute fraglos zu beträchtlichen Teilen falsch und damit erneuerungsbedürftig“. Gänzlich zu verwerfen sind: „Vorrömische Eisenzeit“, „Römische Kaiserzeit“, „Völkerwanderungszeit“ und deren Untergliederungen. „Sie schlagen der Auffassung unserer Forschung als einer geschichtlichen Wissenschaft und dem Streben nach der völkischen Vorgeschichtsforschung geradezu ins Gesicht!“ Bezüglich der Anwendung des römischen Maßstabes für deutsche Angelegenheiten vertritt Petersen den gleichen Standpunkt, wie wir ihn oben als den unseren gekennzeichnet haben. In der Bezeichnung „Völkerwanderungszeit“ klingt jene längst veraltete Lehrmeinung wieder, „daß der Hunnensturm von 375 der Anlaß zur germanischen Völkerwanderung gewesen sei, wo wir doch seit Jahr und Tag wissen, daß die Wanderungen der germanischen Völker auf ganz anderen Voraussetzungen beruhen und in viel früheren Zeiten begonnen haben“. In Sperrdruck heißt es dann:

„*Es muß darangegangen werden, eindeutige und für ganz Deutschland gültige Zeitstufenbenennungen zu schaffen, und hierin vor allem mit der Ersetzung der vom geschichtlichen und völkischen Standpunkt falschen Benennungen für die germanisch-deutsche Frühgeschichte durch geschichtlich richtige und völkisch begründete Namen der Anfang gemacht werden.*“

Die folgenden Vorschläge sollen vor allem die Blickrichtung zeigen, in der sie gemacht worden sind. „Nur entscheidende Ereignisse der germanisch-deutschen Frühgeschichte können die Grundlage für die neuen Zeitstufenbenennungen bilden, ihnen haben sich alle

[1] Germanien, 1934, S. 321—325; S. 353—358.

Einzelwünsche unterzuordnen. Man stelle sich vor, daß im Herzen Deutschlands der Geschichtsschreiber unserer Frühzeit steht; das jeweils für die Geschichte unseres Volkes bedeutendste Ereignis wird er zur Grundlage seiner Stufeneinteilung machen." Dieser Standpunkt ist unbedingt richtig, nur dieser ist heute noch möglich; nicht die Sache (der Werkstoff), nicht die nüchterne Zeitzahl, nicht der Maßstab eines Fremdvolkes sollen bestimmen, sondern der deutsche Mensch und seine geschichtliche Leistung! Petersen schlägt nun folgende Benennungen vor:

I. Frühgermanische Zeit (statt „Bronzezeit" und „Vorrömische Eisenzeit")	1800—800		
	800—700	Landnahmezeit	ältere
	700—600		mittlere
	600—500		jüngere
	500—400	Keltenzeit	ältere
	400—300		mittlere
	300—200		jüngere
	200—100	Teutonenzeit	
	100—Zw.	Swebenzeit	
Zeitwende			
II. Hochgermanische Zeit (statt „Römische Kaiserzeit)	Zw.— 100	Cheruskerzeit	
	100— 200	Markomannenzeit	
	200— 300	Gotenzeit	ältere
	300— 400		jüngere
III. Spätgermanische Zeit (statt „Völkerwanderungszeit)	400— 500	Burgundenzeit	
	500— 600	Bayernzeit	
	600— 700	Merowingerzeit	ältere
	700— 800		jüngere
IV. Deutsches Mittelalter (statt „Slawenzeit", Frühgeschichte" „Wikingerzeit" usw.)	800— 900	Karolingerzeit	
	900—1000	Sachsenzeit	
	1000—1100	Salierzeit	
	1100—1200	Stauferzeit	

„In Ostdeutschland je nach Beginn um 1100 oder 1200 ‚Zeit der deutschen Landnahme' (statt ‚Kolonisationszeit')."

Der zeitliche Umfang der Hauptabschnitte ist geblieben, was zu begrüßen ist, da auf diese Weise Irrtümer und Verwirrung vermieden werden. Die Benennung der Unterstufen begründet Petersen unseres Erachtens recht einleuchtend: „Die ‚Landnahmezeit' (8.—6. Jahrhundert v. Chr. oder v. Zw.) erinnert an die zu dieser Zeit ganz stark einsetzende und z. T. zum Abschluß kommende Ausdehnung sowohl der Westgermanen im Rheinland und in Mitteldeutschland, als auch der Ostgermanen in Ostdeutschland und Polen. Die folgende ‚Keltenzeit' bringt den keltischen Gegenstoß, der ja auch im Fundstoff dieser Zeit bedeutende Einflüsse hinterlassen hat und das entscheidende Ereignis dieses Abschnitts genannt zu werden verdient. Die ‚Teutonenzeit' knüpft an die Wanderung der Kimbern und Teutonen an, wobei sie den klangvollen Namen von beiden aufgreift; in der ‚Swebenzeit' spiegeln sich die swebische Besiedlung Süddeutschlands und der Kampf der Sweben unter Ariovist gegen Cäsar wider; die ‚Cheruskerzeit' erinnert an die Schlacht im Teutoburger Walde und die Kämpfe zwischen Armin und Marbod. ‚Markomannenzeit' heißt das Jahrhundert, in dessen Mittelpunkt der Ansturm Roms gegen den germanischen Südosten steht; die ältere und die jüngere ‚Gotenzeit' spielen auf Festigung und Sturz des kulturell für alle Germanen so bedeutsamen südrussischen Gotenreiches an. In der ‚Spätgermanischen Zeit' bleibt das 5. Jahrhundert den Burgunden vorbehalten, deren Kampf mit den Hunnen in die Zeit fällt. An und für sich ein vielleicht geschichtlich

weniger bedeutsames Ereignis enthält es doch die Wurzeln für unsere Nibelungensage und damit eine allgemein-germanische Bedeutung. Für das 6. Jahrhundert könnte man gut den Namen der Franken in Anspruch nehmen, wenn man nicht, wie wir meinen, das für dieses Jahrhundert bezeugte erste Auftreten des bairischen Stammes als ein für die deutsche Geschichte des Mittelalters bedeutenderes Ereignis werten wird. Im 7. Jahrhundert schließlich vollzieht sich der Anschluß zur mittelalterlichen Geschichte mit den Namen der politisch hervorragenden Fürstengeschlechter, unter denen man das der Karolinger auch trotz der heute umstrittenen Bewertung Karls nicht gut streichen kann.

Die für das 10.—12. Jahrhundert vorgeschlagenen Benennungen ‚Sachsenzeit', ‚Salierzeit' und ‚Stauferzeit' schließen sich zwar eng an die mittelalterliche deutsche Kaiserzeit an, empfehlen sich aber vielleicht deshalb, weil sie auch den der Forschung fernerstehenden Volksgenossen einen klareren Begriff von den aus diesen Zeiträumen stammenden Fundstücken geben, als das bei der Verwendung von Namen wie ‚Frühgeschichte', ‚Slawische Zeit', ‚Wikingerzeit' und dergleichen möglich sein wird. Doch wird gerade über diese Benennungen das letzte Wort noch nicht gesprochen sein."

Die von Petersen vorgeführten Beispiele, wie die neuen Zeitstufen bei der Einordnung von Funden anzuwenden sind, möchten wir hier übergehen, stimmen ihm aber durchaus zu.

Wir freuen uns feststellen zu können, daß nicht nur im Grundsätzlichen volle Übereinstimmung zwischen Teudt und ihm besteht, sondern weitgehende Übereinstimmung auch in der Benennung der Hauptabschnitte. Wir teilen seinen dringenden Wunsch, „daß eine größere Gruppe von Fachleuten sich eindeutig und ohne allzulange fruchtlose Erörterungen für die neuen Zeitstufenbenennungen entscheidet" und sie auch anwendet. „Der Volksgenosse aus weiteren Kreisen aber wird der Mühe enthoben, erst jede Zeitbenennung im Schrifttum zur deutschen Vor- und Frühgeschichte gewissermaßen einem umständlichen Umrechnungsverfahren zu unterziehen, vielmehr Benennungen gegenüberstehen, die für ihn auf den ersten Blick leicht zu erfassen und in ihrem geschichtlichen Inhalt sprechend sind."

Suffert.

Nobiskrüge

Von Bertha Witt

Dieser seltsame Name ist ein mittelalterliches Überbleibsel. Er fordert diejenigen, die den feinen Wurzeln der Sprache nachgehen und ferner diejenigen, die den uns in Volksbräuchen erhaltenen Vorstellungen aus unserer Vorzeit nachspüren wollen, zu manchem Rätselraten heraus. Seit dem 16. Jahrhundert taucht das Wort auf, ist in Deutschland, besonders Niederdeutschland, in Holland, in der Schweiz und Tirol zu finden, wird auch von Luther einmal in den Tischreden gebraucht, von mittelalterlichen Schriftstellern aufgegriffen, kommt im Eulenspiegel vor und geht schließlich in die neuere Dichtung über, die den Vorwurf (das Motiv) der letzten Einkehr in dem unheimlichen Krug des Teufels oft behandelt. Mögen heute auch keine Nobiskrüge mehr zu finden sein, so ist die Erinnerung an sie doch noch vielfach lebendig. Es handelt sich da in der Regel um abgelegene Schenken, um alte Grenzwirtshäuser — Grimm nennt eins in der oldenburgischen Vogtei Ostringien an der alten friesisch-sächsischen Grenze —, oder um sagenhaft gewordene Stätten, die einen bestimmten Zusammenhang mit den alten Nobiskrügen oder doch der ihnen zugrundeliegenden Bedeutung erkennen lassen, wie der alte Naberskrog am Drömling, von dem eine der märkischen Sagen handelt, oder die große Brake, die in einer alten Beschreibung des Herzogtums Oldenburg unter dem Namen Nobiskuhle erwähnt wird, oder der im Lauenburgischen zu findende Obskruger Berg, der seinen Na-

men ganz augenscheinlich von einem einst nahegelegenen, nun seit langem verschwundenen Obiskrug geerbt hat. Der an dem Grenzübergang von Hamburg nach Altona haftengebliebene Name Nobistor weist ebenfalls auf einen ehemals hier zu finden gewesenen Nobiskrug hin, der, 1526 amtlich erwähnt, im Laufe des Dreißigjährigen Krieges zerstört worden ist. Aus Grimm sieht man, daß abgelegene Schenken bei Kiel und bei Münster wohl noch zu seiner Zeit die Bezeichnung Nobiskrug trugen. Bei Rendsburg in Holstein hat ein stark sumpfiges Gehölz seinen Namen von dem alten, einst am Eiderufer belegenen Nobiskrug entlehnt.

Bei der an sich harmlosen Bedeutung dieser alten Schenken dürfte es wohl in erster Linie die besondere, meist einsame Lage gewesen sein, die ihnen zu ihrem Namen verholfen hat. Neben der Abgelegenheit und der Grenzlage fällt vor allem die Belegenheit dieser Krüge in zum Teil feuchten, unwegsamen Gegenden, wie sie schon durch Brake und Kuhle bezeichnet werden, besonders auf. Wie der Rendsburger Krug an der Eider und einem sumpfigen Gehölz, so lag auch das Hamburger Nobishaus, das zunächst Wachthaus gewesen und dann als Wirtshaus verpachtet war, in einer wasserreichen, von dem aus der noch heute als Brunnenhof bezeichneten Gegend kommenden Grenzbach durchflossenen Gebiet zwischen zwei heute verschwundenen Teichen, während der Naberskrog der märkischen Sage sogar mitten in einem dichten, unwegsamen Ellernbruch versteckt war, das man meist nur im Sommer durchschreiten konnte. Das Unheimliche, Düstere, das einer solchen Lage anhaftete, entsprach dem eigentümlichen Hauch, der den Namen umschwebte und rechtfertigt und erklärt die Übertragung dieses Namens auf solche Stätten, die gleichwohl einen tieferen Zusammenhang mit der ursprünglichen Bedeutung dieses Wortes keineswegs zu verraten brauchen, also keineswegs Örtlichkeiten gewesen sein müssen, denen noch irgendeine dunkle vorzeitliche Erinnerung anhaftete.

Über Ursprung und Verbreitung jener Bezeichnung herrschen übrigens unter den Forschern immer noch recht verschiedene Ansichten; während die einen meinen, deutsche Landsknechte hätten das Wort damals aus Italien mitgebracht oder es müsse sich der vermutlich älteren Form obis nach schon frühzeitig aus dem Lateinischen in unsere Sprache eingeschlichen haben, scheint allmählich die Ansicht immer mehr durchzudringen, *daß es auf die deutsche Vorzeit selbst zurückgehe, auf die die ganze ursprünglich den Nobiskrügen anhaftende Bedeutung ohne weiteres hinweist*. Als Grundwort wird einmal das griechische abyssus: Abgrund, Hölle angenommen, das sich nach der bekanntesten, schon 1655 von Junius ausgesprochenen Meinung über das italienische abisso in nabisso (aus „in abisso": in der Hölle) verwandelt hat und in der Landsknechtssprache zu nobis wurde. Auch Sandvoß nimmt im Sprichwörterlexikon an, daß das N sich erst durch die gewöhnliche Verbindung mit der Präposition „in" eingeschlichen und daß es also ursprünglich „in Obiskrug (eigentlich Abiskrug) geheißen habe. Grimm führt in seiner Mythologie aus: „Alte heidnische Vorstellung, daß die Menschenwelt über der Hölle liege. Hölle heißt darum abyssus; aus diesem abyssus ist das mittelhochdeutsche abis (althochdeutsch: in abisses grunde) und später obis, nobis (en abis, en obis, in abyssum) zu erklären." Das „in abbisses grunde" ist in seiner düstern Bedeutung in der Tat schon um 1310 bei dem Minnesänger Frauenlob zu finden und scheint demnach also schon frühzeitig im deutschen Sprachgebrauch geläufig zu werden. Ob es allein zum Nobiskrug führt, ob nicht verschiedene Spracheinflüsse sich endlich zu diesem Wort verdichten, mag jedoch dahingestellt bleiben. So spricht Stalder von einem Doppelwort, „dessen erste Hälfte vom holländischen Nobisse (Teufel) oder vom lateinischen abyssus abzustammen scheint, wo denn das N ein müßiger Vorschlag des Wohllauts wegen oder ein Überbleibsel des alten unbestimmten Artikels en, an ist". Andere Ableitungen haben dieser, wenn auch an sich noch nicht ganz befriedigenden und einwandfreien aus abyssus gegenüber nur wenig durchdringen können; der



Aufn. Schrammen, Siems-Lübeck.

Alte Grabkreuze am Glockenturm der alten Holzkirche in Vogamo im oberen Gudbrandsdal, Norwegen.

einfache deutsche Nabers- oder Nachbarskrog erscheint zu nichtssagend der merkwürdigen Bedeutung jenes Wortes gegenüber; und auch eine mögliche Herleitung aus dem „ora pro nobis" erscheint als völlig unstichhaltig, trotz jener kleinen hübschen legendenhaften Deutung, die Frischs Wörterbuch von 1741 in dieser Hinsicht wie folgt gibt: „Ein Schuster nahe am Tor, wo die Leichen hinausgetragen werden, warf jedesmal ein Steinlein in einen Krug mit den Worten: Ora pro nobis. Endlich wurde er selbst hinausgetragen. Daher das Sprichwort: Er ist im Nobiskrug." Da hier das Trinkgefäß an die Stelle des Wirtshauses tritt, fällt schon an sich eine solche Deutung völlig aus dem Rahmen des Gegebenen heraus.

Auf der andern Seite gewinnen die heute stärker in den Vordergrund tretenden Ausdeutungen an wesentlicher Bedeutung, die auf die deutsche Vorzeit selbst zurückgehen, wie das althochdeutsche opasa, das mit Vorhalle zu übersetzen ist. Simrocks ganz vereinzelt dastehende und wenig bekannt gewordene Deutung, die eine Entstehung aus Nörwiskrug annimmt, scheint viel für sich zu haben, da sie den Ursprung der Nobiskrüge am sichersten bis in die germanische Zeit zurückverlegt, die dann in christlichen Zeiten in den allem Heidnischen anhaftenden Ruf des Unheimlichen, Teuflischen gelangten.

Denn welche Herkunft des seltsamen Wortes man auch vorziehen will, der Sinn bleibt wohl in allen Fällen derselbe, deutet immer wieder auf die gleiche Quelle zurück. Wie abyssos die Hölle, wie Nobisse im Holländischen der Teufel, so ist Nörwi oder Narfi ein Sohn Lokis, — nach der deutschen Mythologie des Vaters der Nacht. In mittelalterlichen Zeiten, in denen der Teufel so mächtig in den Gemütern spukte, haben die Nobiskrüge jedenfalls ihre unheimliche Bedeutung angenommen, dem Volksglauben nach Teufelskrüge, die letzte Raststätte der Toten auf ihrem Weg ins Jenseits zu sein. „Die Annahme, daß unsere Nobiskrüge heidnischen Ursprungs sind", sagt ein Forscher, „wird

bestätigt durch die üble Bedeutung, welche die Sprache später dem Wort beigelegt hat, indem sie dasselbe auf die Hölle anwandte, was dem Verfahren der Kirche in bezug auf die ganze, noch so lange Zeit tief im Volk wurzelnde altheidnische Gedankenwelt entspricht." Zunächst ist es ganz einfach der Aufenthaltsort der Toten, und es liegt, wie Grimm sagt, „nicht gerade der üble Sinn unserer Hölle, vielmehr noch der alte des Todes und der Unterwelt darin". He is na Nobiskroge, heißt einfach: er ist mit Tod abgegangen. „Darauf sie sagt, sie wird in Nobiskrug sein (tot sein)", heißt es bei Thurneiser (1584); desgleichen an anderer Stelle bei demselben: „Dein Seel fahr hin in Nobiskrug." Nach anderer Anschauung kamen nur die ohne Beichte Abgeschiedenen dahin, so in der alten Eulenspiegel-Reimenweiß:

Als Eulenspiegel ward zu schwach,
Da wollt man tuen auch zur Sach,
Daß er nit stürb so ungebeicht
Und führ in Nobishaus vielleicht.

Nobiscratten heißt auch, namentlich im alten Volksaberglauben der Schweiz und Tirols, der Ort, wohin die ungetauft gestorbenen Kinder kommen. Sehr bald aber wurde der Nobiskrug, wenn nicht zur Hölle selbst, so doch zu einer Art Vorhölle, zu einem Wirtshaus des Teufels, der hier selbst den Wirt macht (bei Schriftstellern des 16. und 17. Jahrhunderts wie Fischart, Hans Sachs usw.; auch Luther gebraucht das Beispiel „in Nobiskrug fahren", zur Hölle, zur Verdammnis eingehen). Denn obwohl die hier ihren Zehrpfennig verzehrenden Toten vor ihrer Weiterwanderung oder auch bis zum letzten Gericht zechen und Karten spielen ,ist es ein Ort der Qual; so bei Kleselianus:

Dein dürrer Körper mit deinem Fleisch
Werd allhier der Raben Speis',
Dein Seel fahr hin in Nobiskrug,
Da ihr bereit ist Qual genug.

Die Gäste im Krug sind danach die mehr oder minder großen Sünder, und über das weitere Ziel des Weges, ob Himmel oder Hölle, scheint hier, je nach dem Grad ihrer Läuterung, die Entscheidung zu fallen, gemäß der Anschauung, daß man im Nobishaus den Paß zum Himmel erhalte. Nach Kuhns Norddeutschen Sagen müssen im Nobiskrug diejenigen, die auf Erden nichts getaugt haben, Schafböcke hüten, gleich wie beim Walpurgisfest auf dem Brocken die jüngste Hexe Kröten hüten soll. Die neuere Dichtung hat, wie schon bemerkt, den Vorwurf (das Motiv) der letzten Einkehr häufig aufgegriffen, so bei Fr. Weber, Münchhausen, H. F. Blunck, Lindemann und besonders in Boßdorfs „Fährkrog", in dem man das unheimliche Gasthaus des Teufels deutlich erkennt.

Naheliegend ist nun, daß die Vorstellung solcher Teufelskrüge als Erinnerung von alten Zeiten her sich auf einzelne, durch eine bestimmte Lage gekennzeichnete einsame und zuweilen wohl auch recht unheimliche Wirtshäuser übertrug, die sich dann mit der früher recht häufig vertretenen Bezeichnung Nobiskrug abfinden mußten. Es mag hinzukommen, daß an ihren oftmals wohl keineswegs zufälligen Lageplätzen eine tatsächliche vorzeitliche Erinnerung, die Bedeutung eines alten heidnischen Brauches haftete, wie noch jetzt an unzähligen nach dem Teufel benannten Örtlichkeiten (Teufelskanzeln, -küchen, -mühlen, -brücken, -mauern), die ursprünglich dem heidnischen Götterkult gedient haben. Die Vermutung eines Forschers, daß es sich um germanische Toten- und Begräbnisstätten gehandelt habe, erweist sich allerdings zum mindesten bei sumpfigen und morastigen Stätten (dem Hamburger, Rendsburger, Drömlings Nobiskrug) als haltlos, denn die Bestattung der Toten in feuchten Niederungen entsprach keineswegs den Sitten der alten Deutschen, so unverkennbar auch ein gewisser Zusammenhang mit der Totenwelt sein mag. Aber dieser Zusammenhang kann auf anderem Umweg entstanden sein, bei

dem die Grenzlage mancher dieser Nobiskrüge ins Gewicht fällt; denn nicht nur war die ganze Grenzgegend in alten Zeiten dem Seelenheil derer, die in der Nähe wohnten oder zu tun hatten, wenig günstig, sondern — und das scheint hierfür ein wesentlicher Grund gewesen zu sein — es haftete gerade bestimmten Grenzpunkten eine dunkle vorzeitliche Erinnerung an, die später dem Verfahren der Kirche in bezug auf die ganze, noch so lange Zeit tief im Volke wurzelnde altheidnische Gedankenwelt gemäß in Verruf gebracht, doch nicht einfach fortgestrichen werden konnte. So könnte man an heimliche Zusammenkünfte zu gemeinsamen Kultübungen und Opfermahlzeiten von Anhängern der alten Götter in schon christlichen Zeiten denken, für die man der Späher und Verfolger wegen auf besonders abgelegene und unzugängliche Stätten angewiesen war. „Vielleicht fanden dort einst", sagt Simrock, „gemeinsame Opfermahlzeiten statt, da die Grenze über den Herd zu laufen pflegt", — womit denn auch die Grenzlage solcher Plätze bestimmt und geklärt wäre. Die Zechgelage und Schmausereien in dem Wirtshaus des Teufels wären also nichts als entstellte Nachklänge eines der Kirche unliebsamen und darum ins Teuflische umgewandelten alten Vorväterbrauches, und die Entwicklung der Nobiskrüge wäre demgemäß ähnlich der Blocksberg- und Walpurgisnachtsage aufzufassen. Wie dort aus den noch alter Väter Sitte anhängenden Kultteilnehmern Teufelsanbeter und Hexen wurden, so hier Verdammte, die als Teufelsgäste ihre letzte Wegzehrung nehmen. Da Krüge an den Kreuzwegen und Landstraßen wohl erst im Laufe des Mittelalters entstanden und bei manchen wohl noch ein Zusammenhang mit den alten Versammlungsplätzen vorliegen mochte, so lag es nahe, auf die durch eine entsprechende Lage auffallenden die Bezeichnung Nobiskrug anzuwenden, die hier gleichsam zum harmlosen Abklatsch der alten düsteren Bedeutung wird, wie sie im Singen und Sagen des Volkes ihren unheimlichen Niederschlag fand.

Nordische Sinnzeichen auf Totengebäck im rumänischen Banat

Von Kgl. Obertierarzt Philipp Schneider-Teregova (Jud. Severin)

Im südöstlichen Winkel des rumänischen Banates in der Umgebung der Porta orientalis liegt ein Stück Land, dessen Bevölkerung rein rumänisch ist. Diese Gebirgsgegend ist rauh; fast fünf Monate hindurch herrscht Winter, nach kurzem Übergang folgen Sommer und dann ein kurzer Herbst. Die Gegend ist in der Geschichte kaum erwähnt. Die Einwohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Schafzucht, Zwetschgenbau für Branntweinherstellung und wenig Ackerbau. Die Hausindustrie ist sehr entwickelt für allerlei Kleidungsstücke und Gebrauchsgegenstände. Diese Gebirgsdörfer liegen abseits von dem Lärm der Welt; seit 107 n. Zw. bis 1919 n. Zw. waren sie ständig unter fremder Führung. Eingebettet in Gebirge und Wälder, abseits von den engeren Interessen der wechselnd über sie herrschenden Völker bewahrten sie trotz des Christentums ihrer Väter Sitten und ihre Ursprünglichkeit.

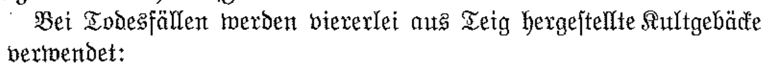
Sehr deutlich ersichtlich ist germanischer Einschlag an den völlig blonden, großen oder mittelgroßen Gestalten, blauäugig, weißhäutig, mit rosafarbiger Gesichtshaut, die 2 bis 3 Prozent der Bevölkerung bilden. Langköpfige finden wir hier nicht. Die germanischen Mischlinge machen 15—20 Prozent aus. Die Lebensweise ist heute noch so wie sie durch Ptolemaeus, Ovidius und Pomponius Mela beschrieben wurde.

Diese rein germanischen Menschen, dann die Mischlinge, dazu die Sinnzeichen, die sich an Giebeln und in Gebäckformen erhalten haben, beweisen, daß hier Germanen die leitende Schicht waren. Während der römischen Herrschaft 107—274 n. Zw. (an zwei Stellen, Domasnea und Teregova, sind römische Lager in Resten nachweisbar) wurde Dazien aus den damals romhörigen Landen Germaniens mit germanischen Bauern besiedelt.

Eutropius VIII, cap. 6 sagt: Traianus victa Dacia ex toto orbe romano infinitas eo copias hominum transtulerat ad agros et urbes colendas, Dacia enim diuturno bello Decebali viris erat exhausta. Als Dazien besiegt war, verpflanzte Traian aus dem ganzen römischen Reiche eine Menge Menschen dorthin, damit sie die Städte füllten und das Land bebauten; denn Dacien hatte infolge des langdauernden Decebalischen Krieges keine Männer mehr.

Dazu kamen noch die Veteranen germanischer Abstammung und die germanischen Hilfstruppen. Wenn Trajan seinen Zweck — das Aufblühen des Landes und den Schutz seiner Schätze für Rom — erreichen wollte, so konnte er nicht anders handeln als die späteren Kolonisatoren und aus der Rheingegend deutsche Bauern und Handwerker ansiedeln. Diese deutschen Bauern blieben dann nach der Auflösung des römischen Imperiums auf ihren Schollen, wie sie noch nie gewichen sind von dort, wo sie sich einmal in die Erde eingeackert haben. Die germanischen Teile des Volkes sind durch die große Aufsaugefähigkeit der Ureinwohner mit der Zeit fast verschwunden, aber ihre Sinnbilder leben bis zum heutigen Tage. Um 250 n. Zw. waren die Taifalen und Wandalen hier heimisch, 275 bis 380 die Ost- und Westgoten, 453—569 Gepiden und Langobarden. Die deutsche Herrschaft, die von 1718—1872 bestand, hatte auf rassischem Gebiete keinen Einfluß, weil sie eine von einheimischen Offizieren befehligte militärische und bürgerliche Organisation unter deutscher Leitung war. Dieser geschichtliche Rückblick war notwendig, um auch auf diesem Wege den germanischen Ursprung der Giebel-, Grab- und Kultgebäckzeichen zu beweisen.

Hier soll nur von den Kultgebäcken gesprochen werden, von ihrer Form, Herstellungsweise und Verbreitung und von ihrem Zweck.



Bei Todesfällen werden viererlei aus Teig hergestellte Kultgebäcke verwendet:

Das „Capete"-Gebäck. Capete = Kopfzahl, Stück; lat. caput = Kopf. Etwa 40 cm langes, 2—3 cm dickes, nudelförmiges Teigstück bekommt an dem einen Ende einen Schlupf, um welchen der Rest spiralförmig gewunden wird.

Das „Sâmbata"-Gebäck. Sâmbata = Samstag; lat. sabbâta = Samstag, Feiertag. Zwei gleichgroße etwa 30 cm lange und 3—4 cm dicke Teigstücke werden kreuzförmig übereinandergelegt.

Das „Soare"-Gebäck. Soare = Sonne; lat. sol = Sonne, Licht der Sonne, auch Sonnengott. Etwa 60 cm langer, 2 cm dicker Teig wird kreisförmig geschlossen um einen Laib von 20 cm Durchmesser. Darüber werden zwei etwa 30 cm lange, 2 cm dicke Teigstücke kreuzförmig übereinandergelegt und an den Enden so eingebogen, daß ein kursives Hakenkreuz entsteht.

Das „Luna"-Gebäck. Luna = Mond; lat. luna = Mond, Schwester der Sol. Etwa 60 cm langer, 2 cm dicker Teig wird kreisförmig um einen 20 cm im Durchmesser haltenden Laib geschlossen, darauf wird ein Kipfel (Hörnchen) gelegt, und der noch freibleibende Teil des Laibes wird mit kleinen Teigklumpen belegt.

Verwendung: Von Soare und Luna wird je ein Gebäck vor dem Begräbnisse von einem älteren Weibe, welches zu der leidtragenden Sippe in keinem Verwandtschaftsverhältnis steht, über die Schwelle des Aufbahrungszimmers dem oder der ältesten Sippenangehörigen überreicht, und diese teilt beide Gebäcke im Verhältnis zu der Zahl der Sippenglieder in so viele Teile, daß ein jedes von jedem Gebäck ein Stückchen bekommt zum sofortigen Verzehren.

Sâmbata: Jeder von den Totengräbern, Leichenträgern und Glockenziehern bekommt ein Gebäck (11—13 Stück).

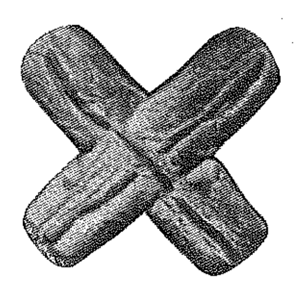
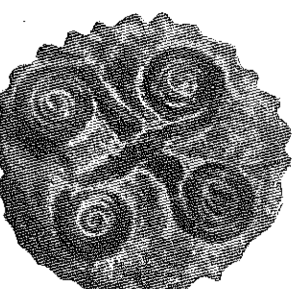
Capete: Die übrigen Leidtragenden bekommen je ein Stück.

Diese Gebäcke dienen anstatt Brot beim Totenschmause (genannt Pomâna). Dieses Kultgebäck wird durch einen hier ansässigen Bäckermeister auf Bestellung verfertigt; dieser Gebrauch ist in der Umgebung nur in den Gemeinden Domașnea und Verendin verbreitet.

Dem Toten selbst gibt man auf den Weg in seine Totenlade Weizen, Bohnen, Mais, in seine Tasche Kleingeld (Styx, Charon).

Wenn auch manche hier übliche Totenkultgebräuche römischen Ursprung haben, so ist doch Germanisches an den Formen der Gebäcke unverkennbar, denn aus den einzelnen Teilen der Gebäcke bekommen wir folgende Zeichen:
bei Capete: @ Sonnenlaufbogen; bei Sâmbata: × Mal- oder + Rechtkreuz; bei Soare: ○ Sonnenkreis, 卐 Hakenkreuz kursiv geschrieben; bei Luna: ○ Sonnenkreis, ⌒ Mondbild (oder Urbogen).

Eine überraschende Formenähnlichkeit zeigen zwei Gebildbrote, die im Dezemberheft der Zeitschrift „Der Norden" als Festtagsgebäck aus Schweden veröffentlicht worden sind.

Festtagsgebäck aus Schweden.

Unbekanntes Handwerksgut

Wenn wir hier auf ein Buch[1], das Beispiele von „Gebrauchsgerät in Metall, Glas und Ton aus acht Jahrhunderten deutscher Vergangenheit" bringt, ausführlicher hinweisen, als es sonst zu geschehen pflegt, auf ein Buch, dessen Bildbeispiele zumeist Dinge aus der zweiten Hälfte des genannten Zeitabschnittes wiedergeben, so ist zunächst die Frage berechtigt: Was hat das mit Vorgeschichte zu tun?

Allerdings, die Zusammenstellung wurde begonnen, um in einer Not der Gegenwart zu helfen, „aus den schwierigen Fragen der Handwerkserziehung heraus in der Absicht, für eine mehr denn je notwendige Schulung des Sehens Formgrundlagen zu suchen, deren Wert nicht zu bestreiten ist". Aber auf seinem Wege kommt der Verfasser ganz notwendig zur Vorgeschichte, und er muß ihr Aufgaben zuweisen, die heute noch ungelöst sind. Die Beschäftigung mit diesen Aufgaben ist an sich wesentlich und wichtig, aber nebenbei wird sie mit dazu dienen, die große Kluft, die in der inneren Haltung gegenüber der Vorzeit und der Gegenwart noch besteht, zu überbrücken, wird helfen, die Vorzeit gegenwartsnah zu machen.

[1] Dexel, Walter, Dr., Unbekanntes Handwerksgut (Schriften zur deutschen Handwerkskunst. Hg. von Hugo Kükelhaus und Dr. Werner Lindner). Berlin o. J. (1935): Alfred Metzner Verlag. 112 S., darunter 80 Tafeln mit 104 Abb. Gr. 8°. Kart. 5.— RM.

Die handwerkliche Qualitätserziehung kann auf den zeitbedingten „historischen" Stilformen nicht weiterbauen, sie muß „ohne Rücksicht auf überkommene kunsthistorische Werturteile und Vorurteile in der Vergangenheit nach dem Einfachen, dem Schlichten und dem Echten suchen, nach dem Materialgerechten und der reinen Form". „Im bisher mißachteten alltäglichen handwerklichen Volksgut sind die wesentlichen Überlieferungsgrundlagen der reinen Formen zu suchen", und diese Grundlagen stammen vielfach schon aus der Urzeit. „Die echten Kräfte der Gegenwart stehen nicht im leeren Raum, sondern sind viel mehr, als wir es bisher wußten, Fortsetzung des besten Wollens der Vergangenheit mit heutigen Mitteln." Auf diesen muß für das heutige Handwerk der Nachdruck liegen, es handelt sich nicht um die einfache „Übernahme von Zier- und Einzelformen", sondern um die „Anwendung von Grundgesetzen der Gestaltung". Also Papierkörbe mit langobardischen Flechtbändern sind ausgeschlossen.

Mit Recht sagt der Verfasser: „Unschwer ließe sich jetzt schon für eine Anzahl der hier gebrachten Gerätformen eine ziemlich lückenlose Ahnenreihe oft bis in die Vorzeit zusammenstellen, auch die Konstruktionsgrundlagen einzelner Formen liegen oft sehr klar am Tage. Doch scheint es richtiger, jeglicher Versuchung, wirksame Einzelfälle dilettantisch vorauszunehmen, solange zu widerstehen, bis eine umfassende Materialsammlung die Grundlagen zu wissenschaftlicher Formuntersuchung und Formgeschichte zu geben vermag. Die Beispiele (Bilder) sollen nur andeutungsweise auf einen möglichen Weg hinweisen."

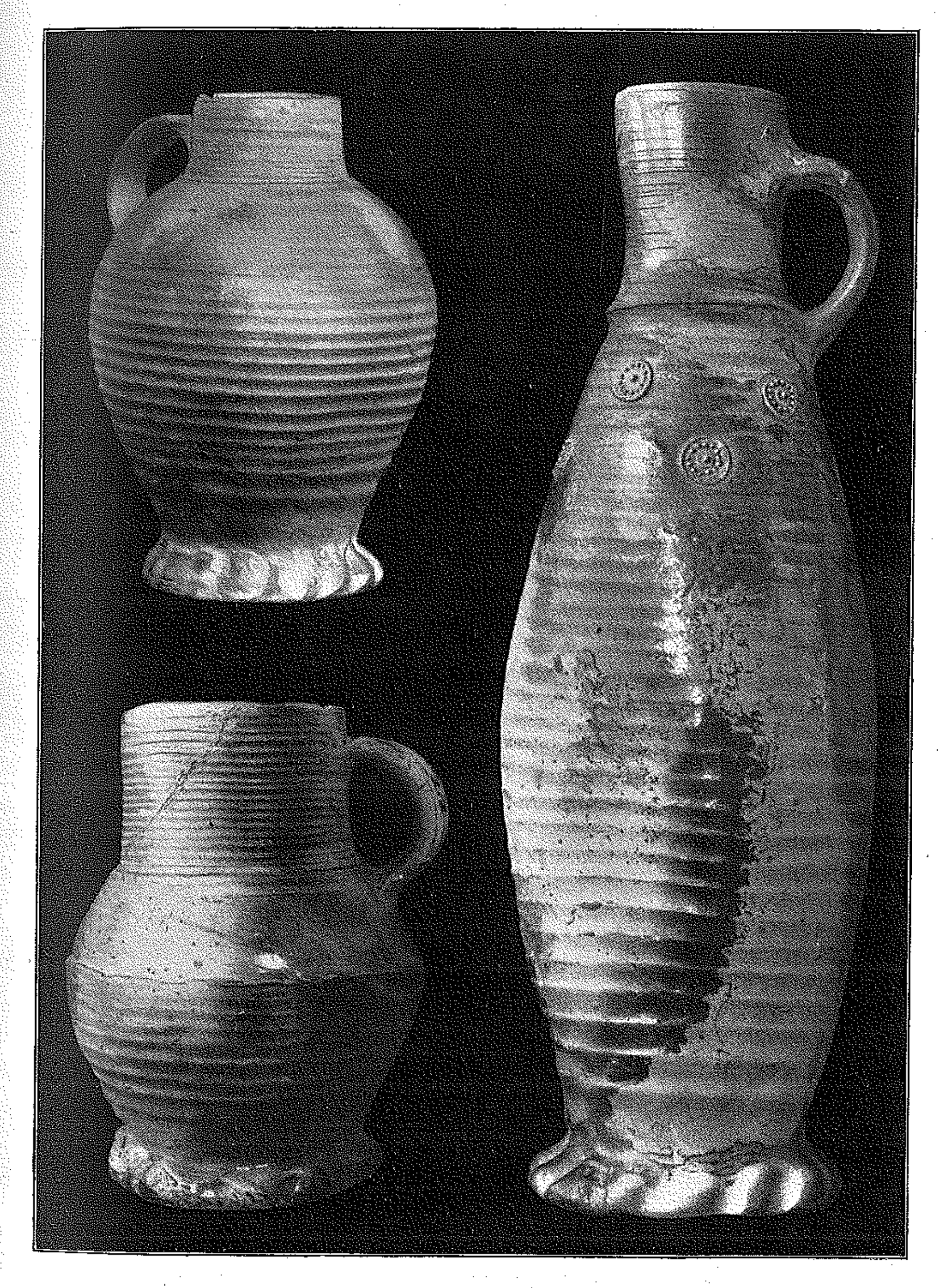
Auf eben diesen Weg soll hier aufmerksam gemacht werden. Derartige Untersuchungen können sich die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Typologie zunutze machen, aber sie haben ein anderes Ziel als diese. Am ehesten wird der Weg unseres Erachtens von der Töpferei her begonnen, und aus den zahlreichen, sehr schönen Abbildungen des Buches geben wir zwei, die diesem Gebiete entnommen sind.

Bei dem Vorratsgefäß aus schwarzem Ton wird jeder an die großen tönernen Gefäße dieser Art denken, die wir aus vorgeschichtlichen Siedlungen kennen. Es ist noch etwas anderes dazu zu bemerken: es ist aus einem durch Graphitbeimengung schwarz gefärbten Ton gefertigt, der in der Passauer Gegend vorkommt. Diese Graphittonkeramik ist dort schon uralt, sie läßt sich mindestens bis in die spätkeltische Zeit zurückzuführen. „Zur Eigenart dieser Keramik gehört auch ihre Herstellung aus einem Ton, der einen bis zu 90 Prozent gehenden Gehalt an Graphit aufweist. Die strenge Gleichförmigkeit dieser bereits auf der Drehscheibe hergestellten Tongefäße und ihre große Verbreitung weisen darauf hin, daß diese Gefäße nicht bedarfsweise in den einzelnen Haushalten hergestellt wurden, sondern daß sie aus größeren Töpfereizentralen stammen, wo sie einheitlich in großen Mengen für Versand hergestellt wurden. Diese Industriezentren werden an der Donau in der Gegend von Passau zu suchen sein, wo Graphit in reicher Menge vorkommt und auch noch die mittelalterliche Schwarzhafnerei ihre Sitze hatte." (Mart. Hell, Salzburg, Keltische Töpferzeichen. Forschungen u. Fortschritte, 11. Jahrg. (1935), S. 182.)

*

„Jeder Versuch, auf handwerklichem Gebiet mehr zu wollen als man kann, jeder Versuch, irgendeine Stufe der Vervollkommnung dadurch zu überspringen, daß Motive oder Formanregungen oder Arbeitsmethoden von außen her fertig übernommen werden, muß scheitern."

„Die Schöpfer des Alltagsgeräts, die schlichten, wirklichen Handwerker, verrichteten ihr Leben hindurch die gleiche einfache Tätigkeit in ruhigem Fluß, in fortwährender Wiederholung. Die Auseinandersetzung mit der Kunst, die dem Handwerk selten gut bekommen ist, blieb ihnen erspart. In geduldiger Hingabe an die Arbeit, die sie beherrschten, schufen sie anspruchslose, aber in sich vollendete Dinge. Im Gebrauch bewährte, zweck-



Drei Steinzeugkrüge. Rheinisch, Siegburg und Köln. 15. Jahrh.
Kunstgewerbemuseum der Stadt Köln; unten links: Museum für Kunst- und Kulturgeschichte, Lübeck.

Aus: Dexel, Unbekanntes Handwerksgut. Alfred Metzner Verlag. 1935.



Vorratsgefäß. Schwarzer Ton. 18./19. Jahrh. Höhe 73 cm. Niederbayern.
Bayrisches Nationalmuseum, München.

Aus: Dexel Unbekanntes Handwerksgut. Alfred Metzner Verlag. 1935.

volle schöne Formen, deren Herkunft sich zuweilen um Jahrhunderte zurückverfolgen läßt, dienten ihnen als Ausgangspunkte ihres Tuns. Unmerklich und überlegt wurden die Veränderungen, die Verbesserungen vorgenommen, wenn Verhältnisse eintraten, die diese möglich oder nötig machten.

Hingabe an das Werk der Hände, Achtung vor der überlieferten Form, uralte Erfahrung, sichere Schulung und werkgerechte Arbeit, die unechte Zutat verschmähte, wirkten zusammen, um die vorbildlichen Leistungen des unbekannten Handwerks zu erzeugen."

Sich diese Leistungen des unbekannten Handwerks zu erarbeiten, dient mit zur Erkenntnis deutschen Wesens. S.

Frühgeschichtliche Elsterübergänge in Ostthüringen

Von Rudolf Hundt, Gera

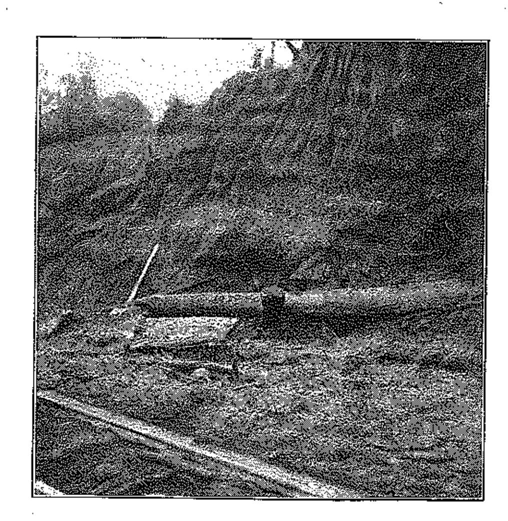
Mit 10 Bildern von Herbert Schulze

Der Lauf der Weißen und der Heiligen Elster ist nach dem Austritt aus dem Schiefergebirge bei Wünschendorf bis Crossen von Erdfällen beeinflußt worden. Die Erdfälle sind durch Auswaschung des Untergrundes entstanden. Heute ist im Gebiet des Erdfallgeländes Kulturlandschaft vorhanden. Zur frühgeschichtlichen Zeit muß sich in diesem Teil des Elstertales, dem Caaschwitzer Becken eine mehr oder weniger ausgeprägte Sumpflandschaft gezeigt haben, hervorgerufen durch hemmungslosen Abfluß eines an Windungen reichen Flusses, der seinen Lauf willkürlich verlegte, Stillwasser durch Abschnürungen schuf, Altwasser, die langsam zuwuchsen, bildete und so die sehr breite Talaue zwischen Thieschitz-Milbitz und Crossen gestaltete.

Es hat sich durch die Arbeiten von Br. Brause herausgestellt, daß im Gebiet der mittleren Elster ganz besonders in einem Siedlungsraum zwischen Langenberg-Stublach und Crossen eine Reihe von uralten bis in die neuere Steinzeit zurückzufolgende Wege und Straßen sich nachweisen lassen, die in allererster Linie auf den Höhen sich hinzogen, weil dort eine trockne Lage des Untergrundes von vornherein gewährleistet war. Man sieht an den Karten, die dieser Arbeit: „Gibt es in der heimatlichen Landschaft noch neolithische Wege" (Gera 1935), beigegeben sind, wie sich die reichlich vorhandenen neusteinzeitlichen bis frühgeschichtlichen Höhenwege zu größeren Straßenzügen zusammenziehen, die wahrscheinlich als die wichtigen Straßen anzusehen sind. Irgendwo mußten diese Ost—Westverbindungen das Tal der Elster queren. Bei der durch Erdfälle in der Talaue hervorgerufenen Versumpfung werden dabei nicht unerhebliche Schwierigkeiten in den Weg getreten sein.

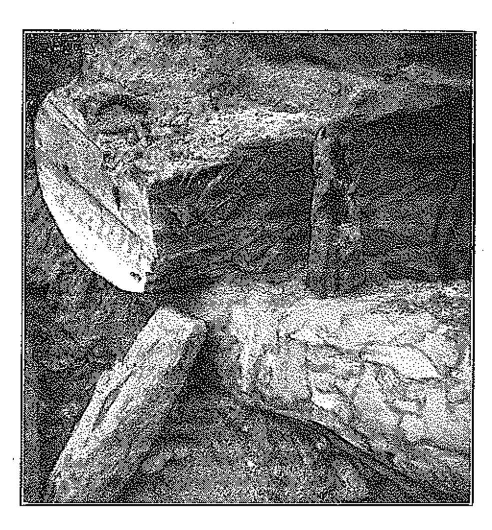
Nun haben die Elsterberichtigungsarbeiten südlich von Bad Köstritz Einblicke tun lassen, welche straßenbautechnischen Maßnahmen in frühgeschichtlicher Zeit aufgewendet werden mußten, um ein solches Erdfallgebiet in der Flußaue zu überschreiten. Es sind zwei uralte Elsterübergänge bei diesen Berichtigungsarbeiten freigelegt gewesen, die vom Verfasser studiert werden konnten und zeigten, daß man diese Talquerungen durch die Hauptstraßen in Verbindung von Furt- und Bohlenwegen meisterte. Da die Arbeiten im Rahmen der Flußberichtigungen nicht aufgehalten werden konnten, war es nötig, schnelle Arbeit zu leisten. Dabei erfuhr Verfasser bereitwillige Unterstützung von seiten des Leiters der Berichtigungsarbeiten, Herrn Oberregierungsrat Seidel und Mühlenbesitzers Herbert Schulze in Wünschendorf, der die photographischen Arbeiten ausführte, durch welche die Lage und das Aussehen des nördlichen Bohlenweges für alle Zeiten festgehalten werden konnten. Beiden Herren sei auch an dieser Stelle Dank dafür gesagt.

Die beiden bei Bad Köstritz festgestellten frühgeschichtlichen Übergänge liegen gegen 300 m auseinander. Der südlich gelegene wurde im Jahre 1934 bei den Berichtigungs-





1. Fundplatz des frühgeschichtlichen Weges in der Elsteraue in Ostthüringen.



2. Verzargung der Balken.

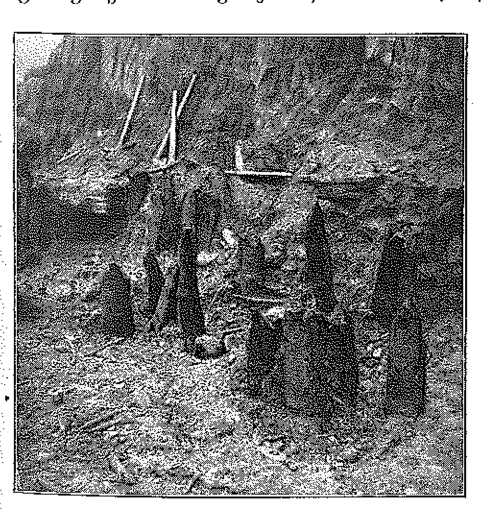
arbeiten freigelegt. Er ist nur schmal gewesen, etwa 2 m breit. Er fand sich 2—2½ m unterhalb der Grasnarbe des unverritzten Bodens und zeigte primitive Holzbautechnik. Gekantetes Holz ist nur beschränkt dabei verwendet worden. Man hat Ast- und Baumstammgabeln dazu benutzt, um schwache unbehauene Balken zu befestigen. In diese Balkenlagen waren in primitiver Technik Pfähle eingesteckt, die nach oben ragten und den zwischen den Balkenlagen liegenden Faschinen Halt gewährten. Der Bohlenweg verlief quer zum jetzigen neuen Elsterbett und war in einer Länge von 45 m aufgeschlossen. Er scheint aber noch größere Längen zu besitzen, da sein Ende nach Osten hin nicht freigelegt wurde. Die Holzbautechnik ist eine sehr primitive, es konnten irgendwelche Verbindungen der einzelnen Teile durch Ruten nicht beobachtet werden, auch Nägel sind nicht zur Verwendung gekommen. Man hat die Balken untereinander verzarkt. Wo man in die Balken Löcher eingefügt hat, ist dieses durch Ausbrennen geschehen. Die Richtung dieses nicht unbedeutenden frühgeschichtlichen Elsterüberganges verläuft von Südosten nach Nordwesten in der Talaue. Sie weist nach Südosten auf die Orte Stublach—Langenberg und nach Nordwesten hin auf Bad Köstritz. Er muß demnach wichtige frühgeschichtliche Straßenzüge von den Ost- nach den Westhöhen durch die Talaue hindurch geleitet haben. Die Anlage geschah hart am südlichen Ende des Erdfallgebietes, das hier beginnt und sich von hier aus durch das gesamte Caaschwitzer Becken erstreckt. Im Süden queren Buntsandsteinschichten das Tal, die bis zum alten Stublacher Wehr nicht in dem Maße erdfalltektonisch gestört sind wie die Schichten des Caaschwitzer Beckens. Unmittelbar nördlich dieses alten frühgeschichtlichen Überganges schlossen die Berichtigungsarbeiten mit Faulschlamm-Boden erfüllte altalluviale Erdfälle auf. Es müssen demnach auch hier erdfalltektonisch gestörte Talauen überschritten worden sein. Die Anlage machte nicht den Eindruck, als ob größerer Verkehr über diesen Bohlenweg hinweggeleitet worden wäre. Dieser hier angeschnittene Erdfall ist dem ältesten Köstritzer Einwohner als „Wintersloch" noch bekannt. Über den Faulschlamm lagen Kiese und darüber Auelehm. Das „Wintersloch" zeigte stark fließende Quellen. Es ist zu bedauern, daß die nach Aussagen eines bei der Elsterberichtigung beschäftigten Arbeiters dort gefundene gut erhaltene Muschelschalen (wahrscheinlich Anadonten oder Unionen) nicht gesammelt worden sind. Bisher ist noch kein Anhalt gefunden, der irgendwelche gesicherte geschichtliche Unterlagen vermitteln könnte, die zeigen, aus welchem Jahre dieser Elsterübergang stammen könnte. In der Nähe hat man in gleicher Tiefe eine Weide gefunden, die ihrer

Erhaltung nach keinen weiten Wassertransport hinter sich haben kann, die vielleicht sogar am Rande des Erdfalles wuchs und in der Nähe ihres früheren Standpunktes eingebettet wurde. Die im Erdfallgelände und im Erdfall selbst gefundenen Knochen, Tonscherben, neusteinzeitliche Steingeräte, Rennfeuerreste, sogar eine sehr gut erhaltene Rennfeuerdüse lassen auf ein frühgeschichtliches Alter schließen.

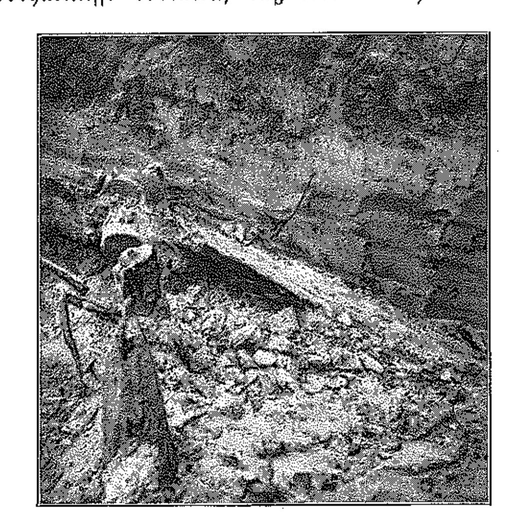
Von größerem Ausmaße und bedeutendere Holzbautechnikerfahrungen voraussetzende Kenntnisse verrät der im Mai 1935 entdeckte und ebenfalls vom Verfasser untersuchte frühgeschichtliche Übergang über die Elsteraue in unmittelbarer Nähe des neuen Wehres der Mühle in Bad Köstritz.

Auch hier handelt es sich um einen Übergang in einem Erdfallgebiete des Flusses, das sich an das vorher beschriebene anschließt und durch Bohrungen genauer bekannt geworden ist. Die Reste dieses umfangreichen Bohlenweges lagen 2—2,5 m unter der unverritzten Grasnarbe. Die Aufschlußarbeiten vermittelten einen guten Überblick über die Beschaffenheit des frühgeschichtlichen Zustandes dieses Teils des Elstertales. Es müssen in der damaligen Elsteraue Untiefen, die sich in Kies- und Sandbänken bemerkbar machten, neben Erdfallbildungen, die „unergründliche" Tiefen unserer Sagenwelt tragen, gezeigt haben. Die Erdfälle, deren Profile durch Tiefbohrungen erfaßt worden sind, verteilten sich damals über die ganze Elstertalaue. Sie bildeten am Rande der Flutrinne periodisch überschwemmte Altwasser, in denen sich Faulschlamm wechsellagernd mit Kiesen und Sand bilden konnte. Diese grundlosen, nie zur Ruhe kommenden Erdfälle sind im Zuge des Überganges mit einem erstaunlich schwerem Knüppeldamm überquert worden, der immer da aufhörte, wo Sand- oder Kiesbänke als fester Untergrund angetroffen wurde. So ist zu vermuten, daß der an dieser Stelle aufgefundene Knüppeldamm innerhalb der Elsteraue eine viel umfangreichere Erstreckung besessen haben muß, als bei den Berichtigungsarbeiten im Gebiet des Baues des neuen Wehres bei Bad Köstritz zum Vorschein kam.

Die Untersuchungen an den Resten dieses sehr bemerkenswerten Bohlenweges ergaben folgendes: Zunächst konnte man feststellen, daß die Pfahlroste, über die der Bohlenweg gelegt war, in Faulschlammschichten verankert waren. Während im Baugrund des ersten obenbeschriebenen Bohlenweges nur zum Teil Erdfallerscheinungen aufgeschlossen waren, ist das Gebiet des zweiten Bohlenweges durch acht Tiefbohrungen gut bekannt geworden. Im großen und ganzen haben die Profilverhältnisse verraten, daß wir uns hier in

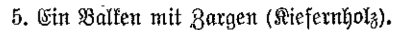


3. Die eichenen, aufrechten Stempel, zwischen denen die Faschinen lagen.

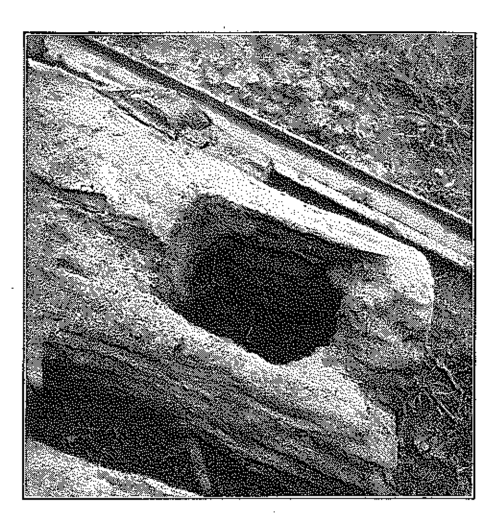


4. Schlammfang, der flußabwärts sich am Bohlenweg befand.





5. Ein Balken mit Zargen (Kiefernholz).



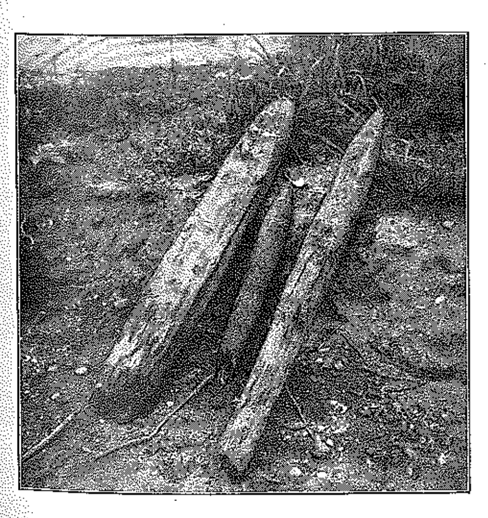
6. Ein eingebranntes Loch in einem Balken (Kiefer).

einem in der frühgeschichtlichen Zeit zur Ruhe gekommenen Erdfallgebiet befinden. Der Aufbau des zweiten Bohlenweges gestattete einen guten und aufschlußreichen Einblick in die Technik frühdeutscher Wasserbaukunst. Das Holz spielt dabei eine große Rolle. Trotz eifrigstem Suchen hat man sowohl beim ersten als auch beim zweiten Bohlenweg keine Spur von Nägeln feststellen können. Man hat die Balken ineinander verzarkt und beim zweiten Bohlenweg durch Ruten untereinander verbunden. Man legte zuunterst in einer Breite von ungefähr 15 m mächtige Kanthölzer (Kiefernholz), die 5 bis 6 m lang und einen Durchmesser von 50—60 cm aufweisen. Diese Roste waren durch eine sehr geschickte Verzarkung miteinander verbunden, so daß sie sich aus dem so geschaffenen Verband nicht lösen konnten. In diese Kanthölzer hat man in unregelmäßiger Entfernung Löcher von verschiedenen Durchmessern eingebrannt. Diese Löcher saßen in den meisten Fällen im letzten Drittel der Balkenbreite, wahrscheinlich als Schutz vor dem Ausbrechen der dort hineingesteckten aufrechtstehenden Balken, die meist einen Durchmesser von 12 cm besaßen. Die Länge dieser aufrechtstehenden Balken, die zugespitzt waren, beträgt 1 bis 1,5 m. Manchmal sind diese Balken ebenfalls durchlöchert gewesen. Man hat wohl durch diese Löcher kleinere Hölzer hindurchgesteckt, um den Faschinen, die man zwischen die aufrechtstehenden Balken legte, einen besseren Halt geben zu können. Man hat den Übergang an der Stelle, die flußaufwärts lag, also die Strömung aushalten mußte, Faschinen vorgelagert, das geschah wohl zu dem Zweck, um den Anprall größerer Geschiebe, vielleicht auch der Eisschollen zu mindern. An den Balken, die flußabwärts lagen, sind Bretter befestigt gewesen. Da man keine Nägel gefunden hat, auch keine Spuren davon, ist wohl anzunehmen, daß die Bretter mit Weidenruten befestigt gewesen sind. Diese Bretter werden dem frühgeschichtlichen Holzbauwerk als sogenannter Schlammfang gedient haben. Man wollte durch ihn erreichen, daß der Sand, das feine Geröll und der Schlamm, der sich innerhalb der Faschinen und dem Bauwerk ansammelte und zur Befestigung diente, nicht herausgespült werden konnte. Zwischen die Balken hat man zurechtgeschlagene Steine, von denen noch gesprochen werden wird, eingekeilt, um den ganzen Holzbauwerk die nötige Festigkeit zu geben.

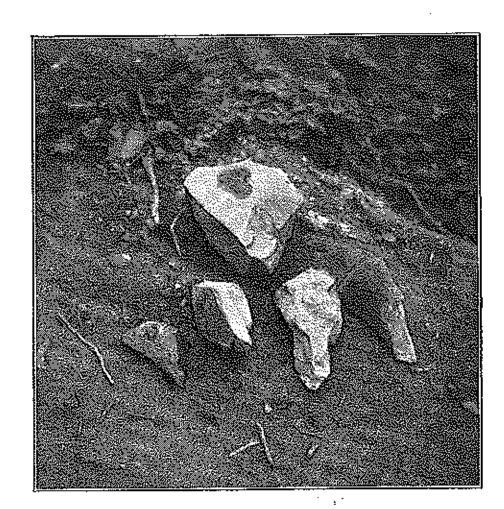
Der Übergang ist dort vorhanden gewesen, wo durch Erdfallerscheinungen sich sumpfige Stellen, die unpassierbaren Untergrund der Talaue darstellten, vorhanden waren. Man legte zuunterst Faschinen, darauf und zwischenhindurch unter die Balken des Rostes eine Art Pflaster, das wie Packlager gelegt war. Dieses Packlager wurde hochkant verlegt,

und zwar mit einer künstlich an allen Stücken hergestellten Spitze nach unten. Man hat den unsicheren Baugrund sehr gut gekannt und wollte auf diese Weise ein Absinken der gewaltigen Balken verhindern. Dieses Pflaster besteht aus kulmischen Gesteinen, die in der Nähe von Bad Köstritz nur im Eleonorental zu finden und dort als Untergrund des Zechsteines in verschiedenen Brüchen aufgeschlossen sind. Es besteht die Möglichkeit, daß dieser als Pflasterstein, als Packlager verwendete Stein vor Hunderten von Jahren auch in der Nähe der Umgebung der Baustelle zugänglich gewesen ist. Sonst mußte er von dort in vielen Wagenladungen mühselig herangeschafft werden. Die unteren schwersten Balken lagen in der Richtung des Verkehrs angeordnet, die rechtwinklig darüber lagernden in der Fließrichtung der Elster. Manchmal gingen die aus Eiche gefertigten Stempel, die auf dem Rost senkrecht aufsaßen, durch einen Balken hindurch. Dann konnte man beobachten, daß künstlich zugeschlagene Grauwacken als Keile dazwischen steckten. Meist waren die Stempel dem in der Fließrichtung der Elster liegenden Balken aufgesetzt. Dann hatten dazwischen die Faschinen besseren Halt. Man konnte an den Balken, die am tiefsten auf dem Packlager liegen, erkennen, wie sie nach Südwesten hin eingesunken waren, sogar Brüche zeigten. Hier sind die Spuren eines späteren Erdfalles zu erkennen, der in frühgeschichtlicher Zeit das Bauwerk geschädigt hat. Die Erdfälle müssen also hier bis in die geschichtliche Zeit tätig gewesen sein. Die Technik, die Steine, die man zu den Packlagern und als Keile verwendete, zu bearbeiten, scheint den Menschen aus der neueren Steinzeit überkommen zu sein, da sie dem Menschen der Jetztzeit nicht mehr bekannt ist. So schuf man ein Holzbauwerk, das durchaus den Eindruck erweckt, als wenn große Erfahrungen in weitgehendstem Maße dabei Verwendung gefunden hätten. Der Bohlenweg oberhalb besaß alle diese Befestigungen nicht. Man muß sich über dem Bauwerk Faschinenbelag denken, der weggeschwemmt sein wird.

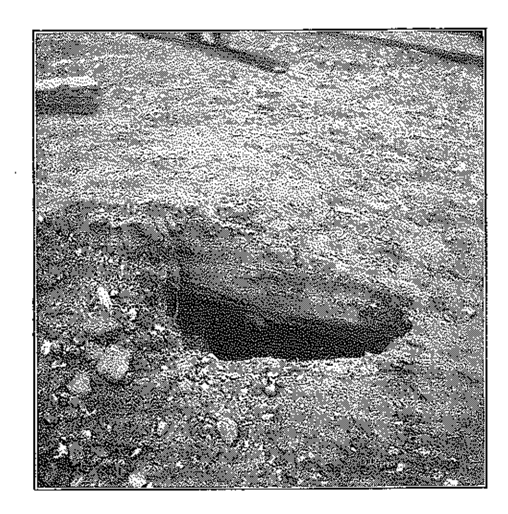
A. Auerbach hat sich mit den Rennfeuerresten beschäftigt, die im Gebiet des ersten, also südlichen, Bohlenweges gefunden worden sind. Er teilt in einer kleinen Arbeit „Funde von Rennfeuerresten bei der Elsterberichtigung" (76.—77. Jahresbericht der Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften, Gera 1935) folgendes mit: Es handelt sich um 17 Schlackenreste, die zu einer 35 cm hohen Schlackensäule gehören. Es konnte festgestellt werden, daß bei dieser Rennfeueranlage die Luftzufuhr durch irgendein Gebläse von der Seite her erfolgt. Entgegen der Feststellung Auerbachs, daß die Toneisensteinknollen des Zechsteinlettens zur einfachsten Eisenerzgewinnung herangezogen



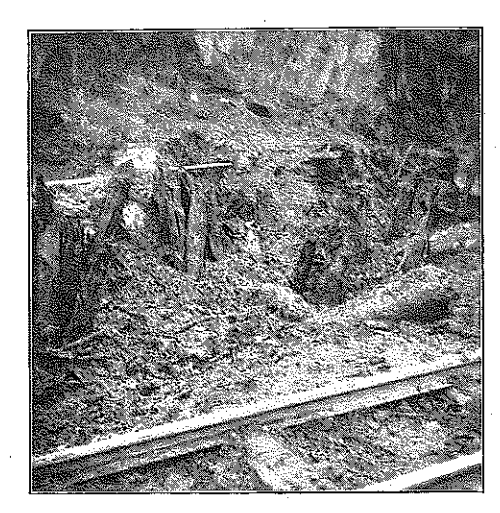
7. Stempel aus Eichenholz



8. Die spitz zugeschlagenen Grauwacken des Packlagers



9. Spuren nachfrühgeschichtlicher Erdfallerscheinungen im Zuge des Bohlenweges an anderer Stelle der Elsteraue



10. Durch frühgeschichtliche Erdfälle verbogenes unteres Lager des Bohlenweges

worden sind, ist zu bemerken, daß auch Rennfeuerreste bei Schwaara gefunden wurden, die Produktusschalen enthalten, also in Verwerfungsklüften vorhanden gewesenes Eisenerz innerhalb der Produktusbank verraten. Es fanden sich weiterhin im Gebiet des südlichen Bohlenwegs Gefäßscherben aus frühgeschichtlicher und slawischer Zeit, Reste von Haustieren, Hirschgeweihe und in den Faulschlammabsätzen der Altwässer Gehäuse von Schnecken und Muscheln.

In „Forschungen und Fortschritte" (1935) äußert sich Prof. Dr. Birk über das „Mittelalter und Straßenbau". Diese Arbeit trägt dazu bei, die Bedeutung der frühgeschichtlichen Bohlenwege in der Elsteraue zu würdigen. Birk stellt fest, daß es ein Kennzeichen mittelalterlicher Straßen ist, daß sie an den starken Steigungen der Römerstraßen festhalten „zunächst wohl aus dem Unvermögen, das bestehende zu ändern; später aber, wo es möglich gewesen wäre und die Bautechnik auch schon Mittel hierzu bot, stellten sich den Versuchen in dieser Richtung wirtschaftliche Erwägungen besonderer Art entgegen: an den starken Steigungen hing das wirtschaftliche Wohl, hing unmittelbar Lebensmöglichkeit Tausender von Menschen, die von Karren- und Vorspanndiensten lebten. Sichtlich beengt war die Linienführung der Straße bis in die Neuzeit hinein durch die Furcht vor dem Wasser. Jedes Hochwasser wirkte verheerend, weil die Flüsse ungeregelt und ungezügelt sich durch die Täler ihren Weg suchten. Darum mied die Straße die Talsohle, rückte auch in der Ebene möglichst weit ab vom Fluß, umzog in weiten Umwegen Sümpfe und Moore, weil es an technischen und wohl auch geldlichen Mitteln fehlte, sie zu queren."



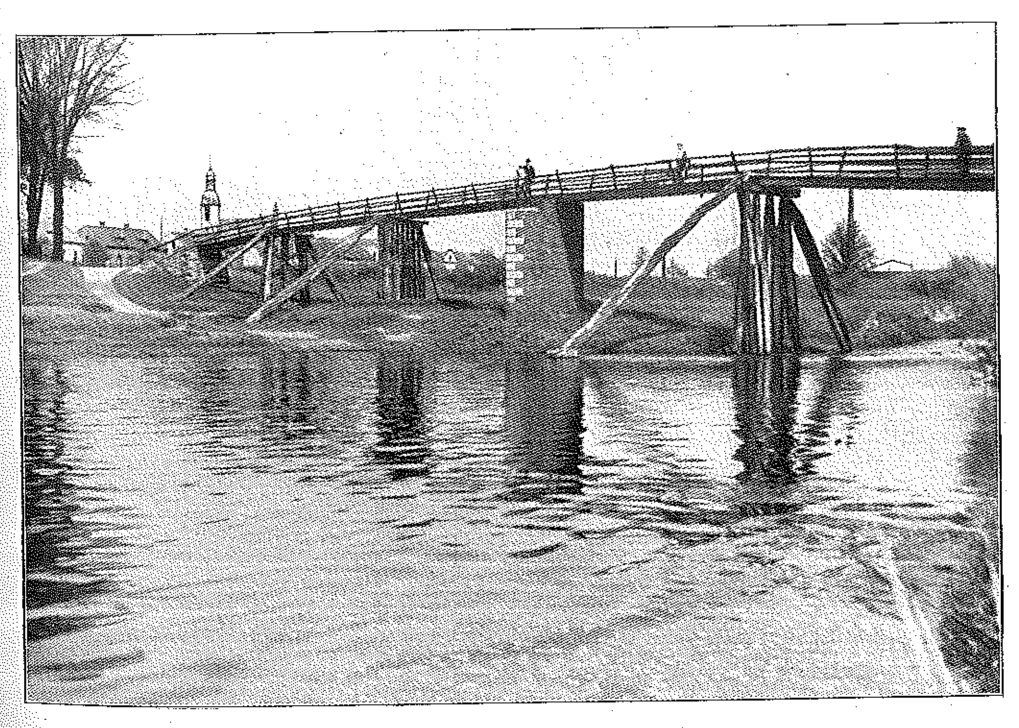
Die Blumberger Stege, ein Beispiel für die Leistungsfähigkeit der Zimmermannskunst. In der Nähe der Stadt Ostritz (Oberlausitz) liegt noch heute ein sehr altertümliches Holzbauwerk. Es ist die nach dem benachbarten Dorfe Blumberg benannte Blumberger Stege, welche die Neiße überquert. Bis vor zwei Menschenaltern

gab es in nächster Nähe noch zwei weitere große Holzbrücken: die Grunauer Brücke, die unterhalb des Ostritzer Bahnhofs über die Neiße ging, aber wegen einer Straßenverlegung überflüssig wurde, und die Klosterbrücke, die einer Hochflut zum Opfer fiel. Beide waren auch reine Holzbrücken, dienten aber sowohl dem Fahr- wie dem Fußgängerverkehr, während die Blumberger Stege nur für diesen eingerichtet ist.

Diese Stege ist ein ganz eigenartiges Bauwerk. Wie eine riesige Spinne mit endlos langen Beinen legt sie sich an der breitesten Stelle über den Fluß. Von zwei Jochen aus (auf der Ostritzer Seite 2,50 m, auf der Blumberger Seite 4,20 m hoch), spannt sie sich in flacher Wölbung in fünf Feldern von je 10—12 m Länge über das Bett. Vier hölzerne Böcke von je acht paarweise in den Grund getriebenen, 4 bis 6 m langen Pfosten mit zwei darauf ruhenden Querbalken, tragen die 1,32 m breite Gangbahn, die auf beiden Seiten durch ein 1 m hohes, schräg stehendes Stangengeländer gesichert ist. Die vier Böcke, die die Brückenpfeiler bilden, sind flußaufwärts durch einen schräg angelegten Eichenstamm gegen die Schollen des Eisganges geschützt, sowie flußabwärts durch je zwei etwas steiler gestellte Balken gestützt. Dieser ganze Bau war, von den beiden Uferjochen abgesehen, bis in die neueste Zeit ganz aus Holz ausgeführt. Er hat eine Länge von 56 m und eine Höhe von 4—5 m über dem Wasserspiegel. Fremden erscheint das Begehen etwas unbehaglich, doch ist das ganz unbegründet, denn die Stege hat von Teilbeschädigungen abgesehen, allen Hochfluten und Eisgängen getrotzt und so an Widerstandskraft manchen neuzeitlichen Stein- und Eisenbau übertroffen.

Naturgemäß waren wegen der Eigenart des Baustoffes im Laufe der Zeit ständige Einzelausbesserungen nötig. Deswegen kam man in neuerer Zeit auf den Gedanken, der Brücke durch Verwendung festeren Materials größere Widerstandsfähigkeit zu geben. So hat man in der Zeit von 1891 bis 1900 die hölzernen Balken, die die einzelnen Felder trugen, durch gußeiserne T-Träger ersetzt und 1892 an Stelle eines besonders schadhaften Bockes einen steinernen Pfeiler aufgeführt. Unser Bild zeigt den heutigen Bauzustand.

Über die Brücke liegen seit 400 Jahren schriftliche Nachrichten vor. Die Stege hatte ein eigenes Vermögen mit eigener Verwaltung, um die Unterhaltung durchführen zu können. Beanspruchte sie in besonderen Fällen erhebliche Kosten, so mußte die ganze Gemeinde einstehen. Nach beendeter Ausbesserung gab es dann einen gemeinschaft-



Die Blumberger Stege

lichen Trunk. Die Quellen für die Brückengeschichte reichen bis 1530, aber man kann annehmen, daß die Brücke schon am Anfang des 15. Jahrhunderts erbaut worden ist (zusammengestellt nach Angaben in der Monatsschrift „Grenzland Oberlausitz“, Juli 1934, Verlag A. Marx, Reichenau, Sa.).

Wer die gewaltige Kraft der Neißehochfluten kennt, kann ermessen, welchen Beanspruchungen die Stege, dieses reine Holzbauwerk, hat standhalten können. Wie die mächtigen Turmhelmverzimmerungen unserer gotischen Kirchen, wie manche der von unseren Pionieren gezimmerte Holzbrücke, die manchmal nach dem Kriege noch auf Jahre hinaus dem Eisenbahnverkehr dienten, ist die Blumberger Stege mit ein Zeugnis für die Hochwertigkeit unserer alteinheimischen Zimmermannskunst, die man nun mit den besten Willen nicht aus dem Süden herleiten kann. Wenn später der Steinbau übernommen wurde, so geschah das aus Zweckmäßigkeitsgründen — der Stein ist auf die Dauer widerstandsfähiger —, und dieser Vorgang ist etwa ebenso zu werten, wie der Übergang vom Steinbau zum Eisenbau.

Die Gruft Heinrichs des Löwen. Im Sommer des Jahres 1935 wurde auf Veranlassung der Braunschweigischen Staatsregierung die Gruft Heinrichs des Löwen im Braunschweiger Dome geöffnet. Die Leitung der Grabung lag in den Händen des Braunschweiger Landesarchäologen Prof. Dr. Hofmeister. Sein Assistent Dr. Flechsig gibt in Heft 5/1935 der Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ (Braunschweig, Verl. Appelhans & Co.) einen ausführlichen Bericht über die sachlichen Ergebnisse nach einem Vortrage, den Prof. Dr. Hofmeister im Braunschweiger Landesverein für Heimatschutz gehalten hat.

Die Gruft barg drei Bestattungen. In einem kleinen Sarg aus nichteinheimischem Gestein mit Tragevorrichtung war vermutlich ein Kind des Herzogs beigesetzt, in zarter Jugend in der Fremde gestorben und nach Braunschweig überführt. — Aus einer wesentlich tieferen Erdschicht wurde eine gut erhaltene Lederhülle mit den Resten eines menschlichen Körpers geborgen. „Wenn auch der Körper fast ganz vergangen war, so hatte sich doch goldblondes Frauenhaar erhalten . . . Eine an dieser hervorragenden Stelle neben dem Herzog beigesetzte Frau konnte naturgemäß nur die Herzogin selbst gewesen sein. Sie war in ihrer Lederhülle in einen hölzernen Sarg gelegt worden. Dieser Holzsarg war im Laufe der Jahrhunderte zwar vermodert, ließ aber noch genau seine einstige Länge von 2,29 Meter erkennen. Die Herzogin Mathilde muß also von ungewöhnlich hohem Wuchse und mit ihrem schönen Blondhaar eine edle nordische Frauengestalt gewesen sein, die Schwester von Richard Löwenherz und die Nachkommin Wilhelms des Eroberers. Ihre seltsame Bestattungsart läßt uns unwillkürlich an jene germanischen Baumsärge denken, in denen zur älteren Bronzezeit die Toten, in große Rindshäute gehüllt, mit allen Ehren und reichen Beigaben bestattet wurden.

Im Gegensatz zu seiner Gemahlin war Herzog Heinrich nach frühmittelalterlicher Sitte in einem schlichten, aber um so wuchtiger wirkenden Steinsarge beigesetzt worden, dessen Aushöhlung im Inneren ähnlich wie bei dem bekannten Felsensarge an den Externsteinen den Körperformen angeglichen war (Abb. der wuchtigen Deckplatte des Steinsarges in der angezogenen Arbeit). Hierin hatten sich die Gebeine des Herzogs verhältnismäßig gut erhalten, über ihnen sogar noch Reste der Kleidung. Danach ließ sich die ursprüngliche Körpergröße auf etwa 1,65 Meter berechnen. Nur die Knochen des Kopfes waren merkwürdigerweise bis auf geringe Teile völlig zu Staub zerfallen, während das Gehirn und das dunkelblonde Haupthaar der Verwesung getrotzt hatten. Die Deutung dieses seltsamen Befundes konnte noch nicht einwandfrei gegeben werden. Vielleicht hat eine ehemalige Einbalsamierung des Hauptes solche Wirkungen ausgelöst. Hier muß der Chemiker entscheiden.“ (S. 134, Braunschweig. Heimat, 1935.)

Es konnten Zweifel entstehen, ob es sich überhaupt um die Gebeine des Herzogs handelte, da Beigaben gänzlich fehlten und da die Grabanlage nicht unberührt war (vgl. die Abb. S. 133 a. a. O.: „Die Spuren des alten Einbruchs in die Gruft“). Aber zeitgenössische Berichte schildern Heinrichs untersetzte Gestalt, sein dunkles Haar und den Größenunterschied zwischen ihm und der Herzogin Mathilde. „Den entscheidenden Beweis für die Identifizierung der Körperreste lieferte jedoch der Anthropologe Prof. Dr. Eugen Fischer, Berlin, der mit der Untersuchung der Leichen betraut worden war. Er stellte am linken Oberschenkel und an der linken Beckenhälfte krankhafte Veränderungen als Folgeerscheinung eines schweren Beckenbruches fest. Nun ist gerade diese arge Verletzung in der Lebensgeschichte des Herzogs sicher bezeugt. Im eisigen Februar 1194, also 1½ Jahre vor seinem Tode, ritt Heinrich zur endgültigen Aussöhnung mit dem Kaiser in Saalfeld über den Harz, stürzte aber unterwegs in

der Nähe von Bodfeld so unglücklich vom Pferde, daß er mit einem schweren Knochenbruche in das Kloster Walkenried geschafft werden mußte und dort längere Zeit auf dem Schmerzenslager zubrachte.“

Der Besuch des Führers und Reichskanzlers im Dom am 17. 7. 1935 zeigt, wie bedeutsam die Grabung gewertet wird. „Der Führer selbst hat nun bei seiner Anwesenheit in Braunschweig die Zusicherung gegeben, daß nach seinem Willen und in seinem Auftrage der Löwenherzog nunmehr eine neue, würdige Gruft erhalten soll. Sie wird den Braunschweiger Dom zu einer nationalen Weihestätte Deutschlands machen.“



Lichtmeßfeier in Glinde. Einem Bericht von W. Kunze, Gr.-Schierstedt, Krs. Quedlinburg, entnehmen wir folgende Beschreibung der altes Brauchtum bewahrenden Lichtmeßfeier in dem kleinen Dorfe Glinde, zwischen Schönebeck und Barby an der Elbe:

„In den letzten Januarwochen beginnen im ganzen Dorfe sorgsam geheimgehaltene Vorbereitungen. Am Lichtmeß ruht dann jede Arbeit. Die Burschen sammeln sich in unkenntlichen, scherzhaften Vermummungen des Morgens im Gasthause und ziehen mit Musik zum Festplatz. Voran wird eine Sonne mit Strahlenkranz getragen, aus Blech gefertigt und mit Holzwolle und Papier umwickelt. Die Frauen und Kinder sind Zuschauer. Auf dem Festplatz verkündet einer der Burschen in einer Ansprache den Sieg der Sonne über den Winter und das baldige Nahen des Frühlings und unter gemeinsamem Gesang von Frühlingsliedern wird die Sonne verbrannt. Die — gleichfalls vermummte — Musikkapelle zieht nun ausgelassen von Haus zu Haus und spielt jedem auf. Der durch Anmalen unkenntlich gemachte Sprecher sagt dabei dem Hausherrn einen Spruch, bietet ihm von seinem Trank und erhält eine Wurst. Während dieses „Wurstölasens“ herrscht bunteste Fröhlichkeit wie bei rheinischen und süddeutschen Narrenfesten. In dem Zug der Vermummten befindet sich „Wodan“ auf dem Himmelswagen, von Getreuen umgeben. Sie sind auf der Fahrt nach Walhall, das hier allerdings mitten im Dorfe liegt. U. a. wird eine Spinnstube auf Rädern angefahren, dann rast unter schallendem Gelächter ein übergroßer Schuh durch die Dorfstraße, und eine Überraschung folgt der anderen. Blumenmädchen bieten dazwischen den Zuschauern ihre Handelsware an und zahllose „Erbsenburschen“ (d. s. in Erbsstroh eingehüllte Burschen) begleiten den Zug.

Nach dem alle — 105 — Haushaltungen besucht wurden und die Stimmkraft und der mitgeführte Trank (Schnaps) ausgegangen sind, wird die große Wurststange unter Beobachtung mancherlei Vorschriften zum gemeinsamen Verzehr ins Gasthaus gebracht. Die jungen Mädchen reichen dazu Brote, das Essen aber bleibt den Burschen allein vorbehalten. — Bis zum nächsten Morgen dauern nun diese Narreteien, und ein ganzes Dorf trinkt, feiert, tanzt und ist sehr ausgelassen.

In diesem uralten und urwüchsigen Fest stecken unverkennbar deutliche Reste von germanischem Kult, von Sonnenopfer und Opfermahlzeit, die sich allem Fremdgeist zum Trotz bis heute erhielten, und die nun heute bewußt gepflegt werden.“

Wodansopfer. Zu dem Abschnitt „Der Wod“ in Nr. 8, 1934, der Zeitschrift „Germanien“:

W. Kolbe schreibt in seinem Buche „Hessische Sitten und Gebräuche im Lichte der heidnischen Vorzeit“ (Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhdlg., 1886) S. 70:

„Die Haut, in welcher das Fohlen im Mutterleib eingeschlossen ist und zur Welt kommt, nennt unser Volk das Fohlenhemd. Dieses Fell wird in besonderen Ehren gehalten, niemals weggeworfen oder begraben, sondern an der äußern Wand des Stalles oder einer Scheune aufgehängt. Da bleibt dasselbe hängen, bis Wind und Wetter alles aufgelöst und verzehrt haben. Oft sieht man eine ganze Anzahl solcher getrockneter Häute an diesen Orten hängen. Nur in Ortschaften, welche an einem größeren, fließenden Wasser liegen, z. B. Goßfelden, wird das Fohlenhemd auch in den Fluß geworfen. Fragt man, warum dies geschehe, so können die meisten gar keine Auskunft darüber geben, sie wissen es selbst nicht. Unsere Vorfahren haben es so gehalten, darum machen wir es auch so. Dies die gewöhn-

liche Antwort. Hin und wieder tritt jedoch die bestimmte Überzeugung noch hervor, daß das Aufhängen dieser Felle darum geschehe, um die Fruchtbarkeit der Tiere zu erhalten. In welcher Weise, darüber sind die Meinungen geteilt. Der eine sagt, sobald die Haut des Fohlenhemdes trocknet, trocknet auch die Nabelschnur des Fohlens. Der andere behauptet, ein Stück dieser getrockneten Haut von einem Hengstfohlen pulverisiert und einer Stute eingegeben, erhalte deren Trächtigkeit. Allein die Häute von allen Fohlen, Hengst- wie Stutenfohlen, werden aufgehängt oder in den Fluß geworfen, darum können diese Deutungen nicht genügen. Alle aber kommen darauf hinaus, daß dieser Gebrauch zum Gedeihen und zur Erhaltung der Fruchtbarkeit der Pferde dienen soll. Und dieses ist jedenfalls das richtige. Wir können darin nur einen Rest des alten Pferdeopfers erblicken."

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Band 12, 1902, S. 112:

Zachariae, Kleine Mitteilungen:

Dänemark. Ein Mädchen sichert sich leichte Geburt, wenn es um Mitternacht nackt durch die ausgespannte Geburtshaut eines Füllens hindurchkriecht.

Das **Aufhängen von Eingeweideteilen** eines geschlachteten Tieres oder auch der Nachgeburt von Tieren kennt man auch in Lippe. Gewisse Eingeweideteile haben seit alten Zeiten als Seelenträger gegolten und sind darum der Gottheit geopfert worden. Das ist aus offensichtlichen Gründen verständlich bei der Nachgeburt, die ja das junge Leben getragen hat, aber auch bei den Geschlechtsteilen. Wenn in Lippe bei der Hausschlachtung ein Schwein geschlachtet wird, so schneidet der Schlachter vor allem beim beschnittenen, also ursprünglich männlichen Schweine die Blase mit der Harnröhre und den Samensträngen auch das Geschlechtsteil mit dem Stück Fleisch heraus, das die Öffnung dafür enthält. Er ist dabei durchaus nicht geizig, sondern nimmt ein etwa faustgroßes Stück Fleisch dazu. Die band- oder darmähnlichen Stränge mit dem daran sitzenden Fleische werden dann als „Pesang" oder „Pesank" aufgehängt, entweder an einen Haken der Dehle oder an den Ast eines Obstbaumes, einer Eiche oder ähnlichem. Dort bleibt alles hängen und trocknet ein. Heute macht sich der Landmann den Pesang allerdings zunutze; er fettet damit die Säge ein. Das könnte er allerdings auch mit irgendeinem andern Fleischstücke, einer Schwarte oder dgl., aber der Pesang ist besser dazu, er gibt eine bessere Schärfe, so glaubt man. Darin liegt die Anschauung, daß der Pesang eine besondere Kraft in sich trägt, die man sich zunutze machen muß.

Das Ausschneiden eines solchen Stückes des geschlachteten Schweines, das Aufhängen an Stellen, an denen sonst die Nachgeburt aufgehängt wird, die Anschauung einer in dem Stücke vorhandenen besonderen Kraft weist darauf hin, daß es sich auch wohl um ein ursprüngliches Opfer handelt.

Weil es sich hier um geschlechtliche Teile handelt — auch die Nachgeburt gehört dazu — so ist die Eigenschaft eines Opfers um so eher anzunehmen; denn sie sind nach altem Glauben der Sitz des Lebens, der Seele und mit ihnen opfert man also Leben. Im Volksbrauche hat sich noch manches erhalten, was darauf hindeutet. Bei dem sogenannten Bullenfeste im Drömling wurde das Fleisch des geschlachteten Gemeindebullens gemeinsam verzehrt, seine Geschlechtsteile aber wurden auf der Dehle aufgehängt. Hier haben wir also ein regelrechtes Opfermahl. In einzelnen Gegenden Deutschlands werden einem im Herbst geschlachteten Haustiere die Geschlechtsteile ausgeschnitten und dem Schnitter des letzten Halmes, dem Drescher des letzten Schlages oder einem faulen Dienstboten beim Mahle vorgesetzt — alles, um Leben, Kraft zu übertragen.

Alle diese Bräuche sind sehr alt. Die Chronik von Lanercost vom Jahre 1268 berichtet, daß man nach einem Feste, bei dem man auch ein Notfeuer abbrannte, das gesamte Vieh mit Weihwasser besprengte, und zwar, was besonders bedeutungsvoll ist, mit den Geschlechtsteilen eines Hundes, die zuvor in das Weihwasser eingetaucht waren, ein wertvolles Zeugnis für die Vermengung von christlichem und vorchristlichem Brauchtum. (Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens III, 732 f.)

Daß man in dem Geschlechtsteile das göttliche Leben enthalten glaubte, geht auch aus folgender Geschichte hervor, die zugleich zeigt, daß dem für die Gottheit bestimmten Opfertiere die Geschlechtsteile ausgeschnitten wurden. Es ist die Geschichte vom Völsi.

In abgelegener Gegend im nördlichen Norwegen stand ein Bauernhof, der von dem Bauern mit seiner Frau, von Sohn und Tochter, Knecht und Magd bewohnt wurde. Zu ihnen war der neue Glaube noch nicht gekommen.

Einmal starb der fette Lasthengst, und als man ihn ausbälgte, um nach der Sitte alter Zeit sein Fleisch zu genießen, schnitt ihm der Knecht das Zeugungsglied ab und wollte es wegwerfen. Der Bauernsohn aber nahm es und wies diesen Völsi unter Gelächter den drei Frauenspersonen vor. Die Mutter nahm den Völsi an sich, trocknete ihn, wickelte ihn in ein Tuch und legte Kräuter dazu, damit er nicht faule. Durch die Kraft des Teufels (!) wuchs der Völsi und erstarkte. Die Bäuerin wendete ihm all ihren Glauben zu und hielt ihn als ihren Gott; auch die Hausgenossen verleitete sie zu diesem Irrglauben. Jeden Abend wurde der Völsi hereingetragen, von dem einen zum andern gereicht, und jedes sprach ein Gesätz über ihn. Das erfuhr der fromme König Olaf (gest. 1030); er ging verkleidet zu dem Bauern und warf den Völsi schließlich dem Haushund vor, zum Entsetzen der Bäuerin. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, XIII, Berlin 1903, S. 24 ff.)

Opferbräuche aller Art sind im Volke überall noch gebräuchlich, wenn man sie als solche auch nicht mehr nennt. Wenn wir z. B. als Kinder in die Heidelbeeren (Bickbeeren) gingen, warfen wir die ersten drei Beeren rückwärts über den Kopf, um gute Stellen zu finden und reiche Funde zu machen. Vor allem mußten wir uns hüten, die ersten Beeren etwa selbst zu essen. Wenn ferner das Obst bei uns gepflückt wird, so muß auf jedem Baume immer wenigstens ein Stück sitzenbleiben, sonst trägt er nächstes Jahr nicht wieder — so sagt und erklärt man heute; in Wirklichkeit ist es weiter nichts als ein alter Opferbrauch, der Überrest des Opfers an den Wod.

Frankfurt a. M. K. Wehrhan.

Weihnachtliches Festgebäck bringt in 26 sehr schönen Abbildungen das Dezemberheft 1935 der Monatsschrift „Der Norden", mit begleitenden Darlegungen von H. F. Geist.

Tanne als Lebensbaum. In einer kleinen Arbeit „Gibt es ein Oberlausitzer Weihnachten?" (Grenzland Oberlausitz, Dezemberheft 1935, Reichenau i. Sa.) teilt Werner A n d e r t mit: „Ein Oberlausitzer, Melchior Frank, geboren 1580 in Zittau, hat das Lied vom Tannenbaum in seiner Urform erstmalig aufgezeichnet. Damals war es ein besinnliches Lied, zu dem sich eine schwermütige Melodie in Moll gesellte:

Wenn andre feine Blümelein
In großen Trauren stehn,
So grünst du uns den Winter,
Du edler Tannebaum.

Jahrhunderte haben dann an Wort und Weise gefeilt, bis es endlich zum fröhlichen Weihnachtslied unserer Zeit geworden ist."

Julgebäck im Hohen Norden: Zum Aufsatz von M. Blenk (Germanien 1935, H. 12) erhalten wir noch folgende Zuschrift:

„Auf den V e s t e r a a l e n - I n s e l n, nördlich der Lofoten in Nordnorwegen, Nordland, also nördlich des Polarkreises, werden z. T. dieselben Julgebäcke **in den** Baum gehängt, wie sie aus Thüringen abgebildet werden. So Nr. 3 (ohne Kopfschmuck und Rockstreifen) als ‚Frau' entsprechend Stellung 1, Seite 359 als ‚Kakemann for Juletreet' = ‚Kuchenmann für den Weihnachtsbaum' mit seitlich niederhängenden Armen — entsprechend Stellung 3, Seite 359. Sonstige Gebäckformen: Stern, S c h w a n, Schwein (Juleber), Esel oder Pferd, Spekulatien, Hjortetakk (Hirschhornschmalzkuchen), Fattigmann (= Armer Mann). Dr. Herbert Spruth.

Die Bücherwaage

K u r t P a s t e n a c i, **Der goldene Fisch.** Eine Erzählung aus germanischer Frühzeit. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart. 2,40 RM.

Kulturbilder, die in anregender und spannender Form in die germanische Frühgeschichte einführen, sind im besten Sinne zeitgemäß heut, wo die Bedeutung der deutschen Vorgeschichte als einer nationalen Wissenschaft auch amtlich anerkannt worden ist. Kurt Pastenaci ist als ein gründlicher Kenner der germanischen Vor- und Frühgeschichte ein berufener Künder ihrer Zustände. In der vorliegenden Erzählung knüpft er an die heiligen Steinkreise von Odry in der Tucheler Heide, die eine wohldurchdachte Jahresuhr darstellen, und an den Fund von Vettersfelde bei Guben an, der dafür zeugt, daß im 6. Jahrhundert v. Chr. eine Skythenschar in die Lausitz eingefallen sein muß. Weiträumig ist der Schauplatz der Handlung. Sie führt den Leser von der Weichselmündung bis nach Persepolis, dem Sitze des persischen Groß-

königs Dareios, von dort über den Bosporus in die Steppen Südrußlands zu den Skythen, sie veranschaulicht die weite Verbreitung der arischen Wanderscharen und ihre Rolle als Kulturträger, sie weist auf den Fluch der Blutmischung mit anderen Rassen und auf den Segen der Bewahrung reinen Blutes hin, sie rückt die Erwähnung der „Germanier" als eines Perserstammes durch Herodot ins Bewußtsein und veranschaulicht den Grund, warum immer wieder der Norden seine blonden Kinder zur Wanderung in die südlichen und östlichen Fernen nötigte. Das ergibt eine bunte und reich bewegte Erzählung, die Unterhaltung und Belehrung geschickt ineinander verwoben hat. Edmund Weber.

Kutzleb, Hjalmar: **Speerkampf und Jagdzauber.** Verlag Westermann, Braunschweig 1934. Preis 1,80 RM. Leinenband.

Kutzleb bringt in dem Buch besonders für Kinder bestimmte Geschichten aus der Vorzeit. Die Entdeckung des Feuers, bronzezeitlicher Bergbau, Seefahrt, das Leben im Krieg und Frieden, im Haus und auf dem Feld werden geschildert. Eine Anzahl vorzüglicher Bilder ergänzt das geschriebene Wort. H—s.

Behn, Prof. Dr. Friedrich (Kustos am Röm.-germanischen Zentralmuseum in Mainz): **Altnordisches Leben vor 3000 Jahren.** J. F. Lehmanns Verlag, München 1935. 12 S., Einführung und 40 Bildtaf. 8°, geh. 3 RM.

Der Untertitel des Buches „Kulturbilder aus germanischer Urzeit" vermittelt einen richtigeren Begriff des Inhalts als der Haupttitel, da wir uns gewöhnt haben, — von der Sprachgeschichte her — unter altnordisch das skandinavische Gebiet zu verstehen. Die schönen Abbildungen können nur Anregungen sein, eine Aufforderung, sich mit den Dingen genauer zu beschäftigen. Die kurze Einführung kann nur Umrisse vermitteln, enthält aber einige wichtige Hinweise (Rauschtrank, Kunst; die Einstellung der ersten Bronze gegenüber wird sich ja vielleicht noch ändern). — Ein hübsches Geschenk für ganz Uneingeweihte, die gar keine Zeit haben, und für solche, die in museal vorbildlicher Konservierung sich von den Barbarenmärchen noch nicht trennen können. Suffert.

O. Reche, **Kaiser Karls Gesetz** zur politischen und religiösen Unterwerfung der Sachsen. Adolf Klein, Leipzig (Reden und Aufsätze z. nord. Gedanken, H. 27), 28 S., —,50 RM.

Die besondere Bedeutung dieser kleinen Schrift für die Auseinandersetzung um Karl I. liegt darin, daß sie den Wortlaut seines Gesetzes bringt und so klar urteilende Leser eine eigene Stellungnahme ermöglicht. Die kurze Einführung faßt zusammen, was dann der Wortlaut des Gesetzes bestätigt, daß nämlich Karls Sachsenkrieg — nicht das erste, sondern das letzte Glied in der Kette der Kriege zwischen Franken und den sich ausbreitenden Sachsen! — eine politische Angelegenheit war. Es ging um Unterwerfung oder Ausrottung des freien sächsischen Bauernvolkes. Christianisierung und Romanisierung waren Hilfsmittel. Die Kirche hat sie gefördert; sie hat Karl 1165 „heilig gesprochen" und uns dann eine geschichtliche Betrachtung vom Standpunkt des siegreichen römischen Christentums aufgezwungen. Somit tragen Kirche und Kaiser gemeinsam die unermeßliche Schuld an der Brechung des eigenen Wesens unseres Volkes. — Die Schrift ist eine scharfe Waffe im Kampf gegen die Verschleierung der Frage des Kaisers Karl. —u.

Ninck, Martin: **Wodan und der germanische Schicksalsglaube.** Jena 1935. Eugen Diederichs Verlag. 357 Seiten, Lexikonformat. Mit 8 Bildtafeln. Geh. 7 RM, in Leinen 9,50 RM.

Wir müssen heute beobachten, daß Theologen aller Konfessionen, auch angeblich heidnischer Konfession, sich bemühen, das Germanentum zu deuten und zu mißdeuten, wobei im Unverständnis manchmal die sich am ketzerischsten Gebärdenden durchaus die beste Leistung vollbringen. Bei diesen eifrigen Germanologen ist wenig davon die Rede, daß die Germanenforschung ein verpflichtendes Erbe zu verwalten hat; vielmehr gelten ihnen die „romantischen" Werke der Grimm und ihrer Schule meist als irreführend.

Um so größer ist unsere Freude, hier ein Werk anzeigen zu können, das ganz aus der besten deutschen Forschungstradition erwachsen ist. Nincks Untersuchung zeigt einmal wieder, wieviel die Grimms bereits erarbeitet hatten, das bis heute nicht ausgewertet wurde. Inzwischen ist gewiß manches neue Quellenmaterial hinzugekommen, die philologische Methode hat Fortschritte gemacht, aber die Deutung der Mythen ist kaum gefördert worden. Wenn Ninck heute tiefer zu dringen vermag als die Romantiker, so verdankt er dies in erster Linie den neuen Ergebnissen der seelenkundlichen Forschung von Ludwig Klages.

Ninck ist ein bereits bekannter und verdienter Forscher; seine hervorragende Arbeit über „Die Bedeutung des Wassers im Kult und Leben der Alten", die 1921 als Supplementband des Philologus erschien, erregte Aufsehen. Seitdem hat er vor allem tiefdringende Arbeiten zur Literatur- und Musikgeschichte der Romantik vorgelegt (Hölderlin-Eichendorff, Heidelberg 1928 und Schumann und die Romantik in der Musik, Heidelberg 1929).

Sein neues Werk enthält das Tiefste, was bisher über das Wesen germanischer Religion gesagt wurde. Von der Fülle des Inhalts in einer kurzen Besprechung auch nur eine Ahnung zu vermitteln, ist unmöglich. Wir müssen uns darauf beschränken, Eigenart und Rang des Werkes zu charakterisieren und einige Hauptergebnisse anzudeuten.

Nincks Buch ist ein wissenschaftliches Werk; er verzichtet nicht darauf, die zur Begründung wichtigsten Texte (in Übersetzung) ausführlich mitzuteilen, er bringt auch viele Wortableitungen, wie denn der Verfasser „von Herzen Philologe" ist. Aber die Philologie ist ihm Hilfswissenschaft der Seelenkunde, die allein die Mittel an die Hand gibt, zum Erlebnis vorzustoßen. Zum erstenmal wird hier das wodanische Urerlebnis der Seelenausfahrt geschildert und als Schlüssel der Gestalt Wodans sowohl wie der wodanischen Mythen und Sagen erkannt.

Nincks Buch ist ein wissenschaftliches Werk besonderen Ranges. Zwar bringt es überall die wichtigsten Quellen und ist ganz aus ersten Quellen geschöpft, geht auch auf alle wesentlichen Arbeiten ein, aber nirgends erstrebt es Vollständigkeit; es hat nicht den Ehrgeiz, etwa sämtliche bisherigen Aufstellungen über Wodan zu kritisieren, sämtliche Sagen vom Wilden Heer zusammenzutragen und zu ordnen. Es ist vielmehr ein souveränes Werk, das zu Wesenserkenntnissen durchdringt, die die zünftige Wissenschaft gerne, weil sie ihr unerreichbar sind, als mit „Objektivität", d. h. dem Glauben an den Rationalismus unvereinbar bezeichnet. Jenseits von Zünftlerenge und Phantastenunwissenheit liegt der Bereich der Wesensforschung. Es ist befreiend, daß endlich auf germanenkundlichem Gebiet ein Werk allerersten Ranges vorliegt.

Wir hatten öfter Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß noch in den Irrtümern der Germanologen sich untergründig die Haßlehren der Germanenmissionare auswirken. Mit Recht sagt Ninck in der Einleitung (Seite 3): „Sollte es nicht zu denken geben, daß gegenüber den jährlich nach Tausenden zählenden Neuerscheinungen über jüdisch-christlichen Gottesglauben die letzte deutsche Gesamtmonographie über Wodan aus dem Jahre 1855 stammt und diese wohlgemeinte, aber mit ganz unzulänglichen Mitteln unternommene Arbeit Wolfgang Menzels im gesamten deutschen Schrifttum vor- und nachher den einzigen Versuch darstellt, das rätselhafte Wesen eines Gottes, in dem sich das Schicksal einer Rasse, unserer Rasse entschieden hat, vielseitig aus der zerstreuten Überlieferung zu beleuchten? Schlaglichtartig zeigen solche Tatsachen, daß der Niedergang des Forschens auf diesen Gebieten seine Hintergründe hat und nur ein Merkmal jenes Kampfes darstellt, der heute so gut wie vor hundert und tausend Jahren gegen eddisches Weistum geführt wird."

In Wodan erkennt Ninck den Gott des Schweifens; es ist sehr bedeutsam, daß dieser Gott bei den Germanen schließlich an die Spitze der Götter trat, Tiu, den germanischen Jupiter-Zeus, verdrängend. Er ist die göttliche Gestalt gewordene Fernetrunkenheit des nordischen Menschen. „Alles, was germanischen, gotischen Stammes ist, sowie es das Meer erblickt, reißt sich mit allen sehnsuchtgeschwellten Segeln der Seele in die Weltweite hinaus" (Arndt). Vom Grunderlebnis des Schweifens und der Seelenausfahrt her gelingt es Ninck, alle Züge der Gestalt Wodans zu deuten; sie sind nicht willkürlich entstanden, sondern aus einer Mitte gewachsen. Ninck zeigt die Einheit der Gestalt des ewigen Wanderers, Stürmers, Sturmgottes, Toten-, Krieger- und Dichtergottes, die also ursprünglich ist und sich nur hier mehr nach dieser dort mehr nach jener Seite entfaltet hat. Wodan ist gemeingermanischer Gott in dieser ursprünglich-einheitlichen Gestalt, ebenso sind die Walkyrien nicht nur nord-, sondern auch südgermanische Gottheiten, wie bereits Grimm erkannte und heute nicht mehr zu bezweifeln ist (S. 250). Immer wieder hebt Ninck die Bipolarität Odins hervor, er ist Lebens- und Totengott, Siegverleiher und Schrecker, er ist Tweggi „der Zwiefache" (S. 33, 73, 137, 144). In seiner Deutung Wodans berührt sich Ninck mit Höfler, wobei zu beachten ist, daß Nincks Werk längst abgeschlossen war, als er Höfler zu Gesicht bekam. Und Nincks Untersuchung des seelischen Erlebnisses heroischer Ekstase bedeutet eine sehr wesentliche Ergänzung Höflers. Wie aus der wichtigen Anmerkung Seite 102 f. hervorgeht, schätzt Ninck trotz aller Kritik das bedeutsame Werk von Höfler ebenso hoch ein wie der Unterzeichnete.

Hervorgehoben sei noch, daß es Ninck gelingt, die germanische Lautverschiebung, über deren Erklärung jetzt so heftig gestritten wird, mit dem Grunderlebnis der germanischen Wanderzeit, dem mächtigen Ausbrechen germanischen Sturmgeistes zu verknüpfen. Damit hat die Auffassung der Lautverschiebung als innersprachlicher Vorgang (Kretschmer,

Neckel u. a.) eine wesentliche Stütze erfahren. Bekanntlich entnehmen einige Gelehrte, die die Lautverschiebung auf die Einwirkung einer Fremdrasse zurückführen (sog. Substrattheorie), diesem Vorgang einen Hauptgrund für die Auffassung, daß die Germanen aus einer Rassenmischung entstanden seien und keine reinen Indogermanen wären!

Die Darstellung Rincks ist klar und übersichtlich; nicht wenige dichterische Stellen sind eingestreut, so daß dem anteilnehmenden Leser das Buch zu einem beglückenden Erlebnis wird. Auch wer den Stoff zum guten Teil bereits zu kennen glaubt, wird überrascht sein, wie Rinck immer wieder neue Züge aufzudecken vermag. Erstaunlich tiefdringend sind die Ausführungen über das Wassersymbol und die Ursprache, über Schwan und Seerose — wenn nicht alles trügt, hat Rinck hier den Schlüssel zu einer der schwierigsten Eddastrophen (Menglöds Berg) gefunden — das germanische Wesen der Gotik u. v. a. Vieles mußte der Verfasser für spätere Sonderveröffentlichungen zurückstellen.

Das Buch Rincks ist übervoll von neuen Funden, feinen Beobachtungen, treffenden Charakterisierungen. Wir müssen uns hier versagen, noch auf weitere Einzelheiten einzugehen; es muß genügen, daß wir auf die ganz einzigartige Bedeutung des Werkes hingewiesen haben. Dies Werk kann geradezu als Lehrbuch der Symbollesekunst bezeichnet werden. Dr. Otto Huth, Bonn.

Stück, Fritz: **Quiller und Markwald** (Vor- und frühgeschichtliche Lehrwanderungen in Hessen Nr. 1). Sonderdruck a. d. Melsunger Tageblatt. Melsungen 1935: A. Bernecker Verlag. Kl. 8°, 8 S.

Die kleine Schrift ist ohne Frage geeignet, die vorgeschichtliche Bedeutung dieser Gegend weitesten Kreisen nahezubringen. Es wäre wertvoll, wenn allmählich der ganze Regierungsbezirk Kassel so bearbeitet werden könnte. U. v. Motz.

Dienst am Deutschtum. 1936. Jahrweiser für das deutsche Haus. Mit 55 Bildblättern. J. F. Lehmanns Verlag, München. 1 RM.

Athenaion-Kalender **„Kultur und Natur“.** 1936. Mit 1 farb. Titelbild nach einem Gemälde von H. Basedow d. J., 183 Abb. und 1 Preisausschreiben. Akadem. Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. Potsdam. 1,95 RM.

Beide Jahrweiser, als Wandkalender zum Abreißen eingerichtet, entsprechen in ihrer Haltung und ihren Abbildungen der Eigenart der Verlage. „Dienst am Deutschtum“ bringt eine Reihe vorzüglicher Bildzeugnisse aus den Gebieten: Rasse — Heimat — Führertum — Germanisches Volkstum — Deutsche Kunst — Wehrhaftigkeit. „Natur und Kultur“ behandelt in seinen Abbildungen Allgemeine und Deutsche Gesittungsgeschichte — Volkskunde — Länderkunde — Kunst und Geschichte der Technik.

Die Bilder mögen den Benutzer zum Sammeln veranlassen, so daß beide Jahrweiser über den Tag hinaus ihren Wert behalten.

Bublitz, Ernst: **Germanenglaube im frühdeutschen Christentum.** (Reden und Aufsätze zum nordischen Gedanken, H. 20.) Leipzig 1934, A. Klein Verlag. 44 Seiten. 1 RM.

Der bekannte Schriftleiter der „Deutschkirche“ bringt hier sehr lesenswerte Ausführungen über das Fortleben germanischen Glaubens im Mittelalter. An die Spitze setzt Bublitz einen Satz des katholischen Gelehrten Johann Nepomuk Sepp: „Ein Volk, wechselt seine Götter nicht“, und Seite 28 lesen wir: „In den tiefsten Dingen lernen Völker nichts Neues hinzu, brauchen sie nichts zu lernen, weil sie ihr Bestes schon in sich tragen“. Beachtenswert ist besonders noch die Charakterisierung der „eigentlich germanischen Linien in der deutschen Religionsgeschichte“ (Seite 40 ff.).

Dr. O. Huth.

Zeitschriftenschau

2000 Jahre germanisches Bauerntum am linken Niederrhein. Sonderheft der Krefelder Zeitschrift für niederrheinische Heimatpflege „Die Heimat“, 14. Jahrgang, Heft 3/4. Die Festschrift zur Ausstellung im Kaiser-Wilhelm-Museum enthält Arbeiten zur Vorgeschichte dieses Gebiets von der Urzeit bis in die frühgeschichtliche Zeit, u. a.: A. Steeger, **Die ersten Siedler am linken Niederrhein.** Eine Ausgrabung beim Sandhof „am Brühl“ am Rande eines verlandeten Rheinarmes nördlich von

Kempen ergab zunächst eine mittelalterliche Jagdstätte, dann auf sandiger Kuppe einen mittelsteinzeitlichen Werkplatz mit zahlreichen Kleingeräten, darunter erstmalig fünf geschäftete Mikrolithen, und zwar waren diese in Rindenstücke, bzw. in kurze, handliche Zweigstücke eingelassen. Bemerkenswert außerdem ein Rindenstück mit Einkerbungen, sowie ein Rindenpflaster, wie es auch an anderen gleichaltrigen Stellen schon beobachtet wurde. / Waldemar Haberey, **Der erste Bauer am Niederrhein,** bringt in seinem Aufsatz über das bandkeramische Dorf Köln-Lindenthal (über das berichtet wurde) gute Abbildungen der Funde und der Wiederherstellungsversuche. / Joseph Rademacher, **Vorgeschichtliche Forschungen am Niederrhein,** bringt eine Übersicht mit zahlreichen Abbildungen. /Rudolf Stampfuß, **Die germanische Landnahme in Westdeutschland,** legt dar, daß die Germanen schon am Ende der Bronzezeit den Rhein erreicht und sich dort friedlich zwischen den Urnenfelder-Leuten, in denen wir Kelten sehen dürfen, niedergelassen hatten. In den folgenden Jahrhunderten geht dieser Vorstoß weit über unsere gegenwärtigen Grenzen hinaus. Teile dieser Germanen haben sich allmählich mehr oder weniger mit den Kelten vermischt, das Niederrheingebiet jedoch ist längst vor dem Eindringen der Römer urgermanisches Bauernland gewesen. / Franz Oelmann, **Wie der germanische Bauer am Niederrhein wohnte,** berichtet, daß schon in vorgeschichtlicher Zeit zwei Hausformen in diesem Gebiet zu beobachten sind: ein einräumiges mit der Herdstatt in der Mitte, dem Eingang an der Breitseite und zuweilen einer kleinen Vorhalle; offenbar eine Vorform des fränkischen Hauses. Und ein dreischiffiges mit Eingang an der Schmalseite, bekannt auch von den Wurten Hollands, das eine Vorform des Niedersachsenhauses darstellen dürfte. Die provinzialrömische Bauweise hat sich durchaus dieser einheimischen Bauformen bedient und sie nur durch allerlei Hinzufügungen erweitert. / Bemerkenswert sind ferner A. Steeger, **Ein germanischer Wohnplatz bei Vorst im Kreise Kempen-Krefeld,** August Oxé, **Germanen des linken Niederrheins auf römischen Inschriften,** und Emil Sadée, **Germanisches Bauerntum am linken Niederrhein zur Römerzeit.**

Aus der Urzeit

Lothar F. Zotz, **Wohnplätze eiszeitlicher Höhlenbärenjäger in Schlesien.** Forschungen und Fortschritte. 11. Jahrgang, Nr. 32. Einige Höhlen des Bober-Katzbachgebirges bei Kauffung, von wo schon in reichem Maße aufgesammeltes Material bekannt war, sind nunmehr planmäßig untersucht worden, und haben eine Höhlenbärenjägerkultur ergeben, ganz ähnlich derjenigen, wie sie vom Wildkirchli und verwandten Fundplätzen bekannt ist. Der Hauptwerkstoff sind auch hier Zähne und Knochen des Höhlenbären, die wenigen Steingeräte sind unentwickelt und aus wenig geeignetem Material. Wie überall, macht diese Höhlenbärenjägerkultur auch hier einen sehr altertümlichen und rückständigen Eindruck. / Derselbe zum gleichen Fundplatz unter **Ein neuer Fundplatz der altsteinzeitlichen Höhlenbärenjäger-Kultur** im Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit, 11. Jahrgang, Heft 10, 1935. / Hugo Obermaier, **Neue diluviale Felsmalereien in der Provinz Castellón (Ostspanien).** Forschungen und Fortschritte, 11. Jahrgang, Nr. 33. In der Gasullaschlucht sind eine Anzahl neuer Nischen mit den bekannten ostspanischen Felsmalereien entdeckt worden, bemerkenswert insbesondere, weil es sich hier gewissermaßen um Miniaturmalerei handelt. Die Bilder zeigen die üblichen Tierdarstellungen, darunter erstmalig eine Spinne mit Fliegen, sodann aufschlußreiche Szenen aus dem Leben dieser eiszeitlichen Jäger. / Karl Gumpert, **Die Siedlung der Jurakultur von Obertrubach in der Fränkischen Schweiz.** Mannus. 27. Jahrgang, Heft 1/2, 1935. Verlag Kabitzsch, Leipzig. Die umfassende Arbeit berichtet über die Ergebnisse der planmäßigen Ausgrabung einer Siedlung der erst neuerdings erkannten und lebhaft umstrittenen Jurakultur. Die Tatsache einer Siedlung ist einwandfrei erwiesen, die aufgedeckten Wohngruben erinnern im Grundriß an Häuser der bandkeramischen Kultur. Mehrere gut angelegte Herde, vier Steinschlägerwerkstätten mit Sitzstein und Amboß, alle mit dem Blick genau nach Süden ausgerichtet, so daß die Annahme nach Süden geöffneter Hütten zwangsläufig ist, ein Lampenstein, Mahl- und Reibstein u. a. bestätigen den Siedlungscharakter. Dagegen muten die zahlreich gefundenen Steingeräte, die vorwiegend große Formen zeigen, recht altertümlich an, wobei allerdings zu bemerken ist, daß sie aus dem schwer zu bearbeitenden Quarzit gefertigt sind. Alle Merkmale der Jungsteinzeit, auch Tonware, fehlen völlig. Auch die Lagerung der Fundschichten, denen leider infolge der Freilandlage jedes Knochenmaterial fehlt, spräche für Einordnung ins Eiszeitalter. Dem Gesamtbefund nach jedoch dürfte die Jurakultur in den Übergang von Altsteinzeit zu Mittelsteinzeit,

also zwischen Magdalénien und Tardenoisien zu setzen sein, um so mehr, als einige Zwischenglieder vermuten lassen, daß wir hier eine Vorform der bandkeramischen Kultur vor uns haben.

Vom Ursprung und Werden der Rassen und Kulturen

Nils Åberg, **Die Herkunft der schwedischen Bootaxtkultur.** Fornvännen. Stockholm 1935, Heft 6. Das scheinbar unvermittelte Auftreten der schwedischen Bootaxtkultur und der jütländischen Einzelgräberkultur beruht darin, daß uns erst aus dieser Zeit Gräber dieser Kulturen bekannt sind, während wir sie vorher nur aus Einzelfunden und Wohnplätzen kennen. Die Beile knüpfen jedoch unmittelbar an die bisherigen Formen an. Gegen den Einbruch der Bootaxtkultur spricht auch die Tatsache, daß genau dieselben Gebiete schon vorher eine Streitaxtkultur in Gestalt der vielkantigen Typen besessen haben. Es handelt sich also um dieselbe bodenständige Bevölkerung, und es sind nur Kulturwellen vom Festlande, die die Fortentwicklung auf schwedischem Boden angeregt haben. / Birger Nermann, **Steinzeitliche Gräber in Estland.** Ebenda. Der bisher wenig bekannten Steinzeit Estlands ist man nunmehr durch eine Reihe von Ausgrabungen nachgegangen, wobei auch der bekannte Wohnplatz Kunda wichtige Aufschlüsse geliefert hat. Die steinzeitlichen Gräber erscheinen gehäuft an den Meeresküsten, den Wasserläufen und Binnenseen; in den südlichen Teilen des Landes fehlen sie völlig.

Zur Siedlungsforschung

Waldemar Heym, **Das vorgeschichtliche Haus in den Kreisen Stuhm, Marienwerder und Rosenberg.** Altpreußen. Verlag Graefe und Unzer, Königsberg i. Pr. 1. Jahrgang, Heft 2, 1935. Die Arbeit versucht eine völkische Zuteilung der dort gefundenen Haus- und Siedlungsformen. Die Bauart der Wände scheint hier nicht viel auszusagen, sondern im wesentlichen vom Zweck des Gebäudes und von der Holzart bestimmt zu werden. Dagegen ist der Herd eine ausgezeichnete Leitform. Der Herd der baltischen Häuser ist halbkugelig, bei den germanischen dagegen besteht er in einer ausgemauerten, oft tiefen und großen kreisförmigen Grube, die einige Male mit Sicherheit einen ofenähnlichen Aufbau getragen hat. In der Ordenszeit erscheint sodann der westdeutsche Tischherd. / W. Gaerte, **Burgwallforschung in Ostpreußen.** Ebenda. Die Burgwallforschung in Ostpreußen kann bereits auf eine mehr als hundertjährige Arbeit von allerdings wechselnder Bedeutung und Zuverlässigkeit zurückschauen. Die Bestandsaufnahme, die in den letzten Jahren durchgeführt wurde, ist nunmehr vollendet, und die neuesten Grabungen, über die berichtet wird, gelten vor allem der Zeit- und Bedeutungsfrage der Anlagen. / Otto Kleemann, **Burgwallgrabung in Dresden-Coschütz im Jahre 1934.** Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. 11. Jahrgang, Heft 8, 1935. Der Burgwall ist bereits in der mittleren Bronzezeit von den Illyriern angelegt worden und muß in Anbetracht der reichen Funde stark besiedelt gewesen sein. Die Wehranlagen wurden etwa um 1000 v. Chr. zerstört, die Besiedlung dauerte jedoch bis in die Wende von Bronze- und Eisenzeit. Im Mittelalter haben die Slawen die alte Befestigung erneuert; ihre Kulturreste machen auch hier einen sehr bescheidenen Eindruck.

Hertha Schemmel

Vereinsnachrichten

Die Ortsgruppen und Arbeitskreise unserer Vereinigung führen wir nachfolgend nach dem heutigen Stand auf. In Orten, in denen noch keine Zusammenschlüsse bestehen, können wir auf Anfrage in vielen Fällen unseren Freunden Mitglieder nennen. In einigen Städten sind zur Zeit auch neue Ortsgruppen im Entstehen.

Augsburg: Dr. med. O. Hennig, Kaiserstraße 15.
Berlin: E. Falck, Pfarrer i. R., Bln.-Friedenau, Taunusstraße 32.
Bielefeld: Studienrat W. Sauerländer, Detmolder Str. 169. Schriftleitung Frl. Elise Ziehm, Obernstraße 24.
Bremen: E. Ritter, Kreftingstraße 10.
Brilon: Frau J. Nierfeld, Niedernstr. 9.
Darmstadt: Dr. W. Brüning, Wilhelminenplatz 14, I.

Detmold: Frau S. v. Bescherer, Bismarckstraße 7.
Dortmund: Alois Risse, Mengede b. Dortmund, Schließfach 43.
Dresden: E. Meienhofer, Heidenau bei Dresden, Rote Mühle.
Düsseldorf: Siegfried Müller, Direktor, Winkelsfelder Straße 34.
Eschwege: Heinemann, Major a. D., An den Anlagen 14.
Essen: P. Ricken, Studienrat, Essen-Rellinghausen, Sundernholz 35.
Frankfurt a. M.: Friedrich Schrader, Rotlintstraße 21.
Grabow/Meckl.: Gustav Ritter, Schriftst.
Hagen: F. Kottmann, Ing., Eppenhauser Straße 31.
Hamburg-Altona: Karl Sturm, Hamburg 39, Scheffelstraße 24.
Hannover: Dipl.-Ing. Karl Brons, Ferd.-Wallbrecht-Straße 85.
Heidelberg: Dr. Übel, Direktor, Heidelberg-Rohrbach, St.-Peter-Str. 21.
Ilmenau: Georg Höhne, Oberlehrer, Unterpörlitz b. Ilmenau/Thür., Hauptstr. 14.
Jena: Martin, Frau Studienassessor, Kronfeldstraße 5.
Kassel: F. Stück, Architekt, Hohenzollernstraße 85.
Kissingen: Hermann Fischer, Schulleiter, Kissingen.
Köln/Rh.: K. Waldhecker, Ubierring 5.
Köslin: Weber, Rektor, Danziger Str. 75.
Mannheim-Ludwigshafen: Prof. Dr. Alfons Schachner, Brucknerstr. 3.
Merseburg: W. Franck, Schriftleiter, Kl. Ritterstraße 9.
Oeynhausen: Dr. Beyer, Oberstudiendirektor, Hindenburgstraße 22.
Oldenburg: Dr. Steinhoff, Margaretenstr. 14.
Osnabrück: Dr. med. Kringel, Generaloberarzt a. D., Stuckmannstr. 10.
Rostock: Alarich Augustin, cand. phil. Alexanderstraße 66.
Stralsund: Dr. Holtz, Wasserstraße 31.
Stuttgart: Dr. Keßler, Robert-Bosch-Str. 91.
Welzin b. Treptow/Pom.: Kirchner, Frau.
Wilhelmshaven: Herbold, Studienrat, Gökerstraße 106.

Ortsgruppe Berlin. Studienrat E. Weber hielt im Jul einen Vortrag über: „Die Wesensbehauptung der germanischen Erobererstämme gegenüber der antiken Kultur.“ Einleitend wies er die Geschichtslüge zurück, daß die Germanen die antike Kultur zerstört hätten. Diese ist vielmehr mit neuen Trieben in das Germanentum eingegangen, ohne es allerdings völlig zu überlagern und zu durchdringen. Dagegen waren die verschiedensten Schutzwälle errichtet. Die mannigfachsten Umstände haben es glücklicherweise verhindert, daß sich die Germanen, wie es allerdings mehrfach im einzelnen geschah (z. B. Amalaswintha), willig von Rom einfangen ließen.

Die germanischen Stämme kamen zunächst als Landnehmer. An die Sippen wurden Landlose verteilt, so daß die blutmäßig gebundenen Gemeinschaften zusammenblieben und durch Heiraten innerhalb ihres Stammes ihre Stammeseigenart besser wahren konnten. Dazu kam die Wahrung der germanischen Stammesrechte, die nicht an den toten Buchstaben gebunden waren, sondern aus dem Brauchtum heraus immer neu geschaffen („Schöffen“) werden mußten. Das Festhalten am germanischen Recht war daher eine weitere gewaltige Klammer, die das ganze germanische Volkstum zusammenhielt. — Die römische Kultur war hauptsächlich Kultur des Städters. Die Germanen verabscheuten die Städte als „ummauerte Gräber“. Das hielt die Kluft zwischen beiden Volkstümern offen, ebenso wie überhaupt die ganze Einstellung zu den Fragen der Sittlichkeit. Dem einfachen, schlichten, geraden Sinn der Germanen war römische Sittlichkeit mit ihrer Hinterlist und Untreue einfach Unsittlichkeit („Römling“ galt als arges Schimpfwort), und der römischen geschlechtlichen Zuchtlosigkeit standen die Germanen so ablehnend gegenüber, daß Geiserich in Karthago sofort die Freudenhäuser schloß und die Knabenschänder verjagte. Dem Germanen war das lange Haar das stolze Zeichen des Freien, der Römer trug es kurzgeschoren. Auch die Kleidung war verschieden. Die Germanen verachteten die Toga der Römer, da sie den Mann hinderte, das Schwert zu ziehen, während die Römer wieder mit Spott auf die „Hosenträger“ schauten. Der Germane legte vor allem Wert auf die Angriffswaffe, ihm war der Hieb die beste Verteidigung. Der schwer gerüstete römische Soldat starrte von Schutzwaffen. — Auf geselligem Gebiete hielten die Germanen von den im Römertum beliebten Schaustellungen in Theater und Zirkus nichts, dagegen hielten sie die Gemeinschaftsfeiern in den Gefolgschaftshallen, wo man sich aber keineswegs wüstem Trinken hingab, sondern beim Umtrunk geistige Unterhaltung pflegte (Vortrag von Heldengesängen oder Rätselraten). — Ein besonderer Schutzwall gegen die Verrömerung der Germanen war der arteigene Glaube. Zwar mußten die Goten den von den Vätern ererbten beim Übertritt in das römische Reich 376 aufgeben, nahmen aber das Christentum in der damals siegreichen

Form des Arianertums an, in das sie ihre arteigenen Anschauungen hineintrugen (Christus als Gefolgsherr, das Abendmahl als Blutsbrüderschaft usw.), während das Römertum dem athanasianischen Christentum sich zuwandte. Dazu kam weiter der Besitz eigener Schrift, die aus der Runenschrift sich entwickelt hatte; eigener Kunstgeschmack zeigt sich besonders in der Verzierung der Schmuckgegenstände (Goldhorn von Schallehus und Goldschatz von Petrossa). Wenn die Germanen auch in Italien vom Holzhaus zum Steinbau übergingen, so behielten sie doch auch hierin den ihnen eigenen Kunststil bei (Grabmal Theoderichs bei Ravenna). Als später die germanischen Stämme zum Katholizismus übertraten und damit ihre Bibeln und Gottesdienste in gotischer Sprache aufgaben, verwelschten sie.

Ortsgruppe Hagen. Im Nebelung war die erste Winterzusammenkunft, bei der der Vorsitzende einen kurzen Rückblick auf die Sommerarbeit gab. Es folgte dann Bericht von Dr. Brüns über die großaufgezogene Tagung des Reichsbundes in Bremen. Den Hauptvortrag hielt Lehrer Feldmann über altes Brauchtum im Ravensberger Lande. Zahlreiche Sitten und Gebräuche, die sich an Geburt, Heirat, und Tod des Menschen anschließen, haben Wurzeln in unserer ältesten Zeit. Auch das Brauchtum der Jahreszeiten fand Erwähnung. Alle diese Eindrücke hatte der Vortragende in seiner Jugend selbst aufgenommen und gab sie in großer Anschaulichkeit wieder. Rege Aussprache schloß sich an. — Am 7. Julmonds sprach Dr. König, Soest, über germanische Totenehrung. (Inhaltsangabe siehe unter Osnabrück, Heft 1, S. 31.)

Pflegstätte für Germanenkunde. Wir berichteten im letzten Dezemberheft über den 1. Lehrgang der Pflegstätte für Germanenkunde. Inzwischen haben bereits vier weitere Lehrgänge stattgefunden, am 15. bis 16. November, 29./30. November, 16. bis 17. Dezember 1935 und 10./11. Januar 1936. Der nächste Lehrgang findet am 7./8. Februar statt. Durchschnittlich nahmen jedesmal etwa 100 Zuhörer daran teil. Als Redner wirkten bisher regelmäßig nur Dir. Teudt und Studienrat Suffert. Sowohl zur Ergänzung des Lehrplans und zur Abwechslung bei den Lehrgängen, als auch zur Erprobung der Vortragsgegenstände, die von der Hörerschaft als wertvoll besonders dankbar entgegengenommen wurden, besteht die Absicht, jedesmal auch einen auswärtigen Redner nach Detmold kommen zu lassen. So sprachen — wie bereits berichtet — außer Studienrat Sauerländer, Bielefeld, und Prof. Dr. Andree, Münster, auch Dr. Jörg Lechler, Berlin (Germanenwerk); Meier-Böke, Hohenhausen (Blut und Boden als Grundlage der Vorzeitforschung); Studiendirektor Beyer, Oeynhausen, (Germanische Sinnbilder an Haustoren); sowie Fricke, Horn und v. Motz, Detmold (Die Externsteine als Kultstätte).

Brs.

Auf Beschluß des Detmolder Ausschusses vom 16. 1. 1936 wurde die „Vereinigung" der „Pflegstätte für Germanenkunde" in Detmold angegliedert. Daraus ergab sich der Rücktritt des bisherigen Vorsitzenden der Vereinigung Herrn Oberstlt. Platz, da der Leiter der Pflegstätte, Herr Direktor Teudt, zugleich den Vorsitz der Vereinigung übernimmt.

Abmeldungen für den Bezug von Germanien sind laut unserer vertraglichen Vereinbarung mit K. F. Koehler nur vierteljährlich möglich. Wir bitten deshalb unsere Mitglieder, gegebenenfalls Abmeldungen jeweils zum Ende eines Vierteljahres nach Detmold oder Leipzig aufzugeben.

Auf die durch die völkische Strömung geschaffene Lage der deutschen Gesamtwissenschaft blickend, wollen wir uns die Gefahr nicht verhehlen, daß der oberste Gesichtspunkt der Wissenschaft, die Erkundung der Wahrheit, durch Wünsche und Fragen, was für unser Volk nützlich und ehrenvoll sei, in Bedrängnis geraten kann. Demgegenüber soll unmißverständlich betont werden, daß die deutsche Wissenschaft sich auch weiterhin durch die ihr eigentümliche Sachlichkeit die Stellung als eine Lehrmeisterin der Welt wahren muß. **Wilhelm Teudt.**

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil H. Lottner, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. IV. Vj. 1935 3200. Pl. Nr. 3.

14.2.1936.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936 März Heft 3

Um die bedeutsame Aufgabe der Zeitschrift „Germanien" an unserem Gesamtvolke auf breiterer Grundlage und mit größerer Wirkung erfüllen zu können, hat die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" mit der Studiengesellschaft für Geistesurgeschichte „Deutsches Ahnenerbe" eine Vereinbarung abgeschlossen, wonach unter Anerkennung der Gleichberechtigung beider Gesellschaften die Zeitschrift „Germanien" mit den bisherigen Aufgaben und Zielen, unter gleichem Namen, beginnend mit dem vorliegenden Hefte, gemeinsam herausgegeben wird.

Zum verantwortlichen Schriftleiter ist Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Straße 12, ernannt. Auch die Detmolder Schriftleitung, Hitlerdamm 12, nimmt wie bisher Beiträge für die Zeitschrift entgegen.

Der Verlag K. F. Koehler in Leipzig ist erfreulicherweise nunmehr in die Lage versetzt, vom 1. April an den jährlichen Bezugspreis von RM 12.- auf RM 9.- herabzusetzen.

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V.

Teudt

Deutsches Ahnenerbe

Studiengesellschaft für Geistesurgeschichte e. V. Sievers

Vereint marschieren!

Als wir vor nunmehr fast acht Jahren in Detmold zusammen kamen, um eine Kampfgemeinschaft derer zu bilden, die in dem Wissen vom Leben und Wesen unserer Ahnen mehr sahen, als eine Sache des Messens, Wägens und Vergleichens, da konnten wir noch nicht wissen, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit unser Wollen, unsere Art, deutsche Dinge zu sehen, einen wesentlichen Bestandteil in dem geistigen Grundgefüge eines neuen Deutschlands bilden werde. Wir hatten uns auf einen langen und zähen Kampf eingestellt; wir haben Anfeindungen erfahren von „berufener" und unberufener Seite; aber wir haben unter Führung von Wilhelm *Teudt* unbeschadet aller Meinungsunterschiede in einzelnen Fragen an dem *einen* Ziel festgehalten: aus den Forschungsergebnissen, die unsere Wissenschaft zusammengebracht hat, Folgerungen zu ziehen, und zwar ernste Folgerungen für die Erkenntnis des deutschen Wesens und damit für eine Erneuerung des deutschen Volkes aus ewigen, alten unzerstörbaren Wurzeln. Auf dies Ziel sind wir seit acht Jahren marschiert, anfänglich ohne viel Aussicht auf Erfolg, nicht verschont von gelegentlichen Rückschlägen, niemals aber im Zweifel an dem, was wir dem deutschen Volke erkämpfen wollten: innere Erneuerung aus den Wurzeln seines völkischen Wesens heraus. Wenn dies Ziel ein *Kampfziel* werden mußte, wenn wir manche Lehrmeinung angreifen, manches dogmatische Vorurteil erschüttern und auch manchen Einspruch vom Katheder kämpfend zurückweisen mußten, so lag das nicht daran, daß wir etwa um jeden Preis Unruhe in eine ruhige und stetige Entwicklung bringen wollten. Es lag vielmehr daran, daß wir aus eigenem heißen Herzen an dem Leben unserer Ahnen teilnehmen wollten, und daß wir deshalb in jene Scheidewand Bresche schlagen mußten, die noch immer zwischen Wissen und Wollen, zwischen Lehre und Leben aufgerichtet war.

Wenn dies nicht ohne Kampf möglich war, so waren wir daran wahrhaftig nicht alleine schuld. Der Kampf, den wir führten, ging nicht um die Besetzung von Lehrstühlen oder um die Vergebung von bezahlten wissenschaftlichen Posten, auch nicht um diese oder jene Auffassung von einer steinzeitlichen Scherbe. Es ging darum, *ob für das deutsche Volk die Wissenschaft von seinen Ursprüngen* eine *Spezialwissenschaft* wie jede andere mit dogmatischer Ausschließlichkeit sein solle, oder ob an eine solche Wissenschaft auch *Forderungen* gestellt werden könnten, die sie im Dienste der Nation zu erfüllen habe.

Diese Forderung *mußten* wir erheben, um so dringender, je deutlicher wir — die zum großen Teile nicht auf Kathedern saßen, sondern im Leben standen — den inneren Zwiespalt täglich mit ansehen mußten, in dem unser Volk seinen inneren Halt zu verlieren drohte. Wer von uns das deutsche Leben nicht nur aus Büchern kannte, sondern das, was er aus der Geschichte wußte, lebendig und unmittelbar in der Gegenwart erlebte, der wußte, woher dieser innere Zwiespalt kam: daß er das notwendige Ergebnis eines gewaltsamen Hiebes war, der in der Vergangenheit einmal, oder besser zwei- und dreimal gegen die Wurzeln unseres Seins geführt worden ist. Er wußte, daß wir Erwachsenen glichen, denen man die Erinnerung an Kindheit und Vaterhaus gewaltsam unterdrückt, geschmäht und verekelt hatte. Und wir sahen ein, daß es für eine solche Krankheit kein Heilmittel gibt — am wenigsten ein unter östlichem Himmel gewachsenes —, wenn dies nicht aus unserem eigenen Leben, aus dem eigenen Blut und Mark gewonnen wird. Denn wo auf der weiten Erde gibt es ein zweites Volk, das man gelehrt hat (was wir nicht nötig hatten), Vater und Mutter zu ehren, *deren* Väter, Mütter und Ahnen aber als unholde Genossen des Satans zu schmähen und zu mißachten! Und *daß* man uns dies gelehrt hat, daran können alle sanften Auslegungskünste und heiligen Zornesausbrüche nichts mehr drehen und deuteln.

Diese Schmähung unserer Ahnen zu bekämpfen und, wenn nötig, zu rächen, war eins unserer ersten Ziele, und wir dürfen sagen, daß wir diesem Ziele erheblich näher gekommen sind. Aber es war nicht das einzige. Bewußte Schmäher unseres Ahnenerbes wagen sich heute kaum mehr hervor, denn Tapferkeit ist nicht die Haupttugend solcher Geister. Dafür versucht man es anders: Man lobt die Sachkultur der Alten über den grünen Klee, preist ihre Geschicklichkeit und Handfertigkeit und weint zugleich eine heiße Träne darüber, daß von dem Denken, dem Geist und Glauben leider gar nichts, aber auch nichts erhalten sei, oder daß das wenige Erhaltene leider auf einer sehr primitiven Stufe stehe. Was aber an Sagen, Märchen und Sinnbildern noch lebe, das habe mit dem Denken früherer Jahrtausende gar nichts gemein, es sei einfach „Gemeingut primitiver Gemeinschaftskulturen".

Wer so redet, der legt noch einmal die Axt an unsere geistigen Wurzeln, um uns wiederum von dem abzuschneiden, was uns unsere eigene Volkheit wiedergeben kann und wird. Mag er sich hinter „objektiver Wissenschaftlichkeit" tarnen, er ist und bleibt für ein völkisch erwachtes Volk untragbar. Für uns ist eine *echte Wissenschaft* von unseren Ahnen keine Materialgeschichte, keine Siedlungsgeschichte und keine Raumgeschichte: sie ist und bleibt ein lebendiges Ganzes und daher auch eine *Geistesgeschichte* — und dies sogar in erster Linie als Maßstab für *alle* anderen Leistungen.

Als wir als kleiner „verlorener Haufen" aus der Osningmark aufbrachen, da marschierte die große politische Bewegung zielsicher auf dem Wege zu jener allumfassenden Größe, die für uns Hort und Bürgschaft all unsers Wollens und Kämpfens ist und bleibt. Neben uns marschierten verschiedene gleichgerichtete Haufen, auf getrennten Wegen, aber im letzten Ziele einig. Und diese Einheit sei unsere alleroberste Kampfregel: *nie wieder* soll um nebensächlicher Meinungsverschiedenheiten willen verderblicher Zwist innerhalb der völkischen Front aufbrechen; dies schlimmste Erbteil unserer Geschichte wollen wir endgültig überwinden. Unser oberstes Kampfziel aber ist dieses: *die erbmäßigen Eigenwerte der deutschen Seele zu schützen* gegen jeden Angriff, gegen jeden Versuch einer Verfälschung oder eines Diebstahls an den Werten, die Gott selbst uns Deutschen in die Wiege gelegt hat.

Angesichts dieses Gesamtzieles haben wir den ersten Schritt zur Einigung und Festigung der völkischen Front getan. Die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte hat sich mit der Studiengesellschaft für Geistesurgeschichte „Deutsches Ahnenerbe" zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden; die beiden Vereinigungen geben von jetzt an die Zeitschrift „Germanien" gemeinsam heraus. Wenn ich im Auftrage beider die Schriftleitung übernehme, so tue ich das mit ehrlichem Dank gegen die Kampfgenossen, die mir diese ehrenvolle Aufgabe übertrugen. Wenn auch mit der Erweiterung des Aufgabenkreises eine räumliche Verlegung der Hauptschriftleitung vorläufig notwendig geworden ist, so bedeutet das keine Verlegung des geistigen Schwerpunktes, keine Aufgabe der Selbständigkeit beider Vereinigungen und noch weniger eine Verlegung der bisherigen Stoßrichtung. Für uns gibt es keinen Gegensatz zwischen deutschen Landschaften und Stämmen; so wenig wie es für deutsch fühlende Herzen einen grundsätzlichen Gegensatz zwischen den Generationen gibt: das lehrt uns die Gestalt unseres greisen Vorkämpfers, unter dessen jugendlicher Führung wir Jüngeren uns zusammengefunden haben. Daß „Germanien" heute eine wirksame Waffe im Kampfe um unsere deutschen Wesenswerte geworden ist, das verdanken wir ihm und seinen Mitarbeitern, die ihm seit acht Jahren die Treue gehalten haben. Die von Wilhelm Teudt begründete Pflegestätte für Germanenkunde ist ein erster Baustein zu dem Werke, das wir jetzt auch in vergrößertem Ausmaße errichten wollen.

Diese Waffe wollen wir mit verstärkter Wucht im Kampfe für ein deutsches Deutschland einsetzen. Als Kampfgenossen wollen wir *alle* Deutschen, Gelehrte und Ungelehrte, die deutschen Willens sind.

Dr. J. O. Plaßmann.

5*

Vom Kampf um die deutsche Seele

„Uns sint unsenfte brieve her von Rome kommen, uns ist erloubet truren, und freude gar benommen."

Eine beglückende Selbstverständlichkeit ist dem Deutschen und dem Germanen überhaupt das, was sein äußeres und inneres Leben von den Urvätertagen her in den großen Rhythmus der Natur des Weltalls eingebettet hat. Eine Selbstverständlichkeit abseits aller Reflektion, denn die Sinngebung des Lebens und seiner Gesetze geht ihm im Sinnbild auf, nicht in der philosophischen Deduktion, nicht im pergamentenen und papierenen Dogma. Und so ist sein Sinnerleben *ewig*, und weil es ewig ist, ist es *duldsam*. Der Germane hat seine Weltdeutung und deren Sinnbilder niemals anderen aufgedrängt. Wohl aber hat er sie gegen den Einbruch und die Unduldsamkeit fremden Geistes mehr als einmal verteidigen müssen. Denn das hat der Fremdgeist wohl begriffen: das Sinnbild des Germanen ist ein Ausdruck seiner Seele, und wenn man diese Seele gewinnen, verkümmern, umfälschen oder unterdrücken will, so muß man ihre sinnbildlichen Äußerungen gewinnen, verkümmern, umfälschen oder unterdrücken. Das Wie war eine Frage der jeweils wirksamsten Methode.

Im Grunde ist nämlich das Sinnbild jenem Geiste etwas durchaus Unverständliches und daher Unheimliches. Er baut seine Monumente aus Stein und Erz oder aus Ideologien und glaubt, damit ewige Dauer seinem Wesen und Wirken gesichert zu haben. Er kann nie begreifen, daß *Eins* dauernder ist, als Erz, Stein und Logos, nämlich das ewig wachsende und wiederkehrende *Leben* selbst, begriffen in seinen Sinnbildern. Das *Sinnbild* aber ist das ewige Widerspiel gegen den Versuch, das Leben in eine begriffsbestimmte Form zu zwängen, die wir gemeiniglich Dogma nennen. Germanien protestiert, aber es protestiert nicht mit dem einen Dogma gegen das andere — es ist selbst lebendiger Protest, und darum ewig jenen verhaßt, die ein totes Gerüst für vollkommener halten als einen gewachsenen Baum.

Darum auch fiel es niemals einem Germanen ein, aufzuzeichnen und philosophisch zu betrachten, was ihm selbstverständliche seelische Lebensäußerung war. Er hat niemals eine grundsätzliche Trennung von Innenleben und Außenleben gekannt. Und so ergibt sich die sonderbare, aber wohlbegründete Tatsache, daß eine Geschichte des tiefsten und ehrwürdigsten unserer Bräuche, des Weihnachtsbrauches, zunächst eine Geschichte des *Kampfes gegen diese Bräuche* ist. Erst am Widerstande wird das Leben sichtbar; erst in der kämpfenden Selbstbehauptung wird uns der Wert dessen bewußt, was wir zu behaupten haben. Denn nur so lernt der Germane seine seelischen Werte, die ihm ein selbstverständlicher Bestandteil der Seele sind, als einen Eigenwert kennen, der gegen Unterdrückung, Diebstahl und Verfälschung verteidigt werden muß. Darum ist er für eine offene Kampfansage immer dankbar. Erhebend ist es, uns dem Erleben unseres Brauches hinzugeben. Aber notwendig ist es und lehrreich, von den *Feinden* dieses Brauches zu wissen. Denn das Wissen gibt uns etwas, was uns sonst völlig fehlt: den notwendigen *Fanatismus*. Nicht den Fanatismus der selbstbezogenen und selbstgerechten Engherzigkeit, sondern den der deutschen Seele, die zum Kampfe um ihre höchsten und ewigen Güter erwacht ist.

Die Zeit des ersten großen Kulturbruches um 800 hat das deutsche Volk schwer, aber doch aus seinen unerschöpflichen seelischen Tiefen heraus überwunden. 700 Jahre später setzte eine neue Verfolgungswelle ein, in der sich die Deutschheit Jahrhunderte hindurch mit den jeweilig herrschenden fremdgeistigen Strömungen auseinanderzusetzen hatte. Die Tatsachen sprechen deutlich und mahnend:

Im Jahre 1508 predigt der Pfarrer Geiler von Kaisersberg zu Straßburg gegen die

dort herrschenden *Weihnachtsbräuche* und bezeichnete sie als Neujahrssitten der *Heiden*, die Tannenreiser in die Stuben legten und anderes taten, was zum deutschen Weihnachtsbrauch gehört.

Im Jahre 1525 wurde in Salzburg ein Verbot erlassen „betreffend das Abhacken des Weihnachtsgrüns".

Im Jahre 1555 erließ der Rat der Stadt Schlettstadt ein Verbot, Bäume zu hauen; dem Volksbrauch zeigte er sich jedoch freundlicher, denn er setzte für die städtischen Förster, besonders die des Kinzheimer Tannenwaldes eine Vergütung fest für die Besorgung der „Meyen" zur Weihnachtszeit. Im Jahre 1557 erhielten die Förster im Kinzheimer Wald für das Hüten und für das Hauen der Weihnachtsmaien je zwei Schillinge. Vom *Hüten der Maien* am St. Thomastag (21. Jul) ist schon in einer Nachricht von 1521 die Rede. Daß der Weihnachtsbrauch unter dem Schutze städtischer Selbstverwaltung wohl gedieh, trotz einschränkender Verordnungen, zeigt die Waldordnung der Stadt Ammerschweier von 1561: „Item es soll khein Bürger uf die Weihnacht mehr denn ein Meyen hawen, soll nit länger sein, denn acht Schur lang" (2,50 Meter). Das ist für einen Weihnachtsbaum immerhin eine ansehnliche Größe.

Um 1640 hingegen führte der Theologe Dannhauer in Straßburg einen heftigen Kampf gegen die *Weihnachtsfeier innerhalb der Familie*, die er als eine unerlaubte Konkurrenz für das Fest der Kirche ansah. Die Verwurzelung unseres uralten Brauches in Familie und Sippe hat er freilich nicht ändern können. Er äußerte sich folgendermaßen: „Unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnachts- oder *Tannenbaum*, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt, und ihn hernach schüttelt und abblumen läßt. Wo die Gewohnheit hergekommen ist, weiß ich nicht, ist ein Kinderspiel! Viel besser wäre es, man weihte die Kinder auf den *geistlichen Cedernbaum* Jesum Christum." Denn der Libanon lag diesem Herrn näher als die deutschen Tannenwälder.

Der *Puritanismus* war dem Volksbrauch und seinen Sinnbildern mindestens ebenso abgeneigt. In England führte er einen heftigen Kampf gegen den Weihnachtsbrauch; Oliver Cromwell, der immerhin im angelsächsischen Bauerntum verwurzelt war, hat ihn wieder gestattet, doch mußte er im Parlament dafür schwere Angriffe über sich ergehen lassen. Auch im alten Brandenburg schätzte man beschriebenes Pergament höher als die lebendigen Sinnbilder des Lebens. Im Jahre 1600 tadelt es das Oberkonsistorium zu Berlin, daß „das Handwerk der Bäcker bishero den anderen Tag in den Weihnachten das Rößlein, wie man's nennt (das Roß des Nikolaus), herumgetrieben"; zu Kremmen wird gepredigt gegen „das Kinderspiel mit den *Kronen und Lichtern* in der Frühpredigt am ersten Weihnachtsfeiertage". Die sogenannte *Aufklärung* vereinigt sich mit der Theologie zum gemeinsamen Kampfe gegen die Äußerungen des deutschen Gemüts. Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg richtet 1693 einen Erlaß an seine Prediger: „Nachdem wir in Erfahrung kommen, daß um Weihnachten in den Dörfern mit ihren *Hörnern blasen*, mit dem Vorgeben, sie bliesen den heiligen Christ herab, daß einige *Bäume mit Kränzen* aufgerichtet werden, so sie Lose-Bäume nennen, um welche das junge Volk tanzet und viel Unfug dabei treibet", so will er all dieses bei Strafe abgeschafft sehen, denn es widerstreitet offensichtlich der nüchternen Vernunft und der vorschriftsmäßigen Konfession. So wird 1711 auch gegen die *Lichterkronen* vorgegangen, die wir heute wieder als Adventskränze kennen. Im Jahre 1739 erläßt Friedrich Wilhelm I. ein Edikt „wegen der *Christabend-Ahlfanzereien*... gegen die Leute mit Kronen, oder auch Masken vom Engel Gabriel, Knecht Ruprecht usw.", und auch gegen die *Sternsinger* „mit schwartz angefärbten Gesichtern" wendet sich sein Zorn. Wie im protestantischen Nordosten so ist es im katholischen

Kesselhaken vom Behof in Nottuln in Westfalen. Das „Hahl" über dem altheiligen Herde des germanischen Bauern zeigt bis heute die Sinnbilder des uralten Lichtglaubens: Schlange mit Vogel, das sechsteilige Rad und die 6 Sonnenbilder.
Aufn. Heimatmuseum Telgte, Westfalen.

Süddeutschland; 1755 erläßt Bischof Sigismund von Salzburg eine Waldordnung, in der das Holen der Weihnachts- oder Bachlboschen „wegen waldnachteiliger Verhackung und überhin noch zu abergläubischem Gebrauch" verboten wird. Im Jahre 1797 wird zu Forst in der Lausitz fast der gesamte Weihnachtsbrauch verboten, nämlich: „Das während des Gottesdienstes aller Tumult, sowohl als bisher an Teils Orten getriebener Unfug mit angeputzten Tannenzweigen, sogenannten Hirtenhäusern, erleuchteten Pyramiden, Weltkugeln, Sternen, Schlangen, Fackeln und anderen dergleichen Gaukeleien und Kinderspielen, selbst wegen besorglichen Feuergefahr in der Kirche schlechterdings unterbleiben soll; daß das Absingen der bisher gewöhnlichen lateinischen Gesänge, weil der gemeine Mann ohnehin nichts davon versteht, gänzlich abgestellet sein soll; daß zwar in Forst von dem Stadtpfeifer am heiligen Christtage früh um vier Uhr, wenn es sonst hergebracht sei, auf dem Turme mit Trompeten und Pauken musiziert werden könne, doch aber das Singen vom Turme, es sei bisher durch Schüler oder andere Personen geschehen, gänzlich untersagt sein soll."

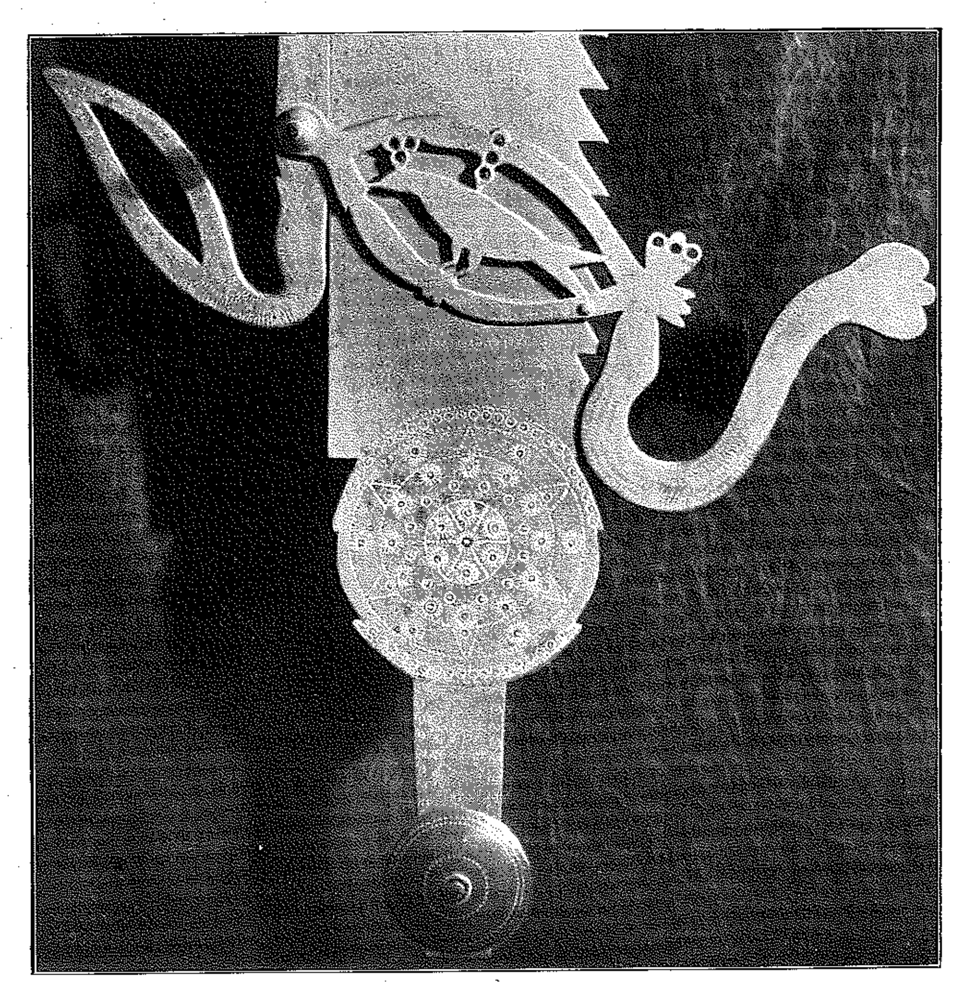
Die Kette ist niemals abgerissen; das vorläufig letzte Glied wurde wieder anderswo geschmiedet. Am 7. Julmond 1935 schreibt der „Osservatore Romano", das offizielle Blatt des Vatikans: „Bereits in den vergangenen Jahren wurde das, was die autonome Föderation der Handwerker Italiens in Verteidigung des traditionell italienischen und franziskanischen Presepio (Krippendarstellung) gegen die exotische und heidnische Mode des Weihnachtsbaumes, eines Überbleibsels heidnischer Naturgebräuche, getan hatte, ins verdiente Licht gestellt. Es wurden dabei alle Anweisungen verzeichnet und unterstrichen, die die lokalen bürgerlichen Behörden erteilten ... Zur lebhaften Genugtuung aller jener, die das poetische und religiöse Presepio lieben, kommt jetzt eine opportune Bestimmung Seiner Exzellenz, des Sekretärs der Faschistischen Partei, für die Abschaffung des nordischen Brauches."

Roma locuta.

Das ewige Germanien nimmt es zur Kenntnis. Aber es wird seine heiligen Güter heute besser zu schützen wissen als ehedem, ohne Furcht vor einem Anathema, mit

dem man früher Treu und Heiligkeit in deutschen Herzen zu zerstören suchte. Vor dieser Furcht bewahrt uns die Ehrfurcht — die Ehrfurcht vor dem, was der Allvater ohne Umweg über eine zuständige Stelle der deutschen Seele selbst offenbart hat.

Eremita.



Sinnbilder am „Hahl" vom Behof: Die Schlange mit dem „Dreiblatt"; der Vogel im „Balg" der Schlange. Der sechsgeteilte Kreis mit den 6 Sonnen zeigt auffallende Ähnlichkeit mit Sonnenscheiben der Bronzezeit.
Aufn. Heimatmuseum Telgte, Westfalen.

„Im Sinne der Wissenschaft ‚objektiv' können die dazu Geeigneten, Begabten bis zur peinlichen Ähnlichkeit mit Nur-Registrier-Apparaten durch Selbsterziehung und Unterricht im Sinne einer Dressur werden: aber wie echte Wissenschaft nicht stumpfsinniger Kennerschaft entspricht, so ist das Ideal echten Lehrens, Schulens und Erziehens nicht ein Mensch nur mit den Eigenschaften eines präzis funktionierenden Grammophons, eines Wiederholungsapparates und Büchersatzes."

Prof. Dr. Hans Hahne, Die deutsche Vorzeit in der archäologisch-volkheitskundlichen Forschung.

Umwandlung germanischen Brauchtums durch die Kirche

Von Universitätsprofessor Dr. Theo Sommerlad in Halle

Nicht mehr „beschreibende Darstellung“ der Kulturdenkmäler darf heute beim Aufbruch einer neuen Zeit die alleinige Aufgabe volkskundlicher Forschung sein. Ihr letztes und höchstes Ziel bleibt die Erkenntnis der Weltanschauung, aus der alles Volks- und Kulturleben gewachsen und geworden ist. Und der Forscher muß vor allem wissen, daß jede Kulturwandlung das Ergebnis erbitterter weltanschaulicher Kämpfe war. Darum wird er auch nur dann das Wesen germanischer Kultur aus der Überlieferung von Brauch und Schrift richtig erdeuten, wenn er den Kampf beachtet, den der Germanismus mit der Kirche hat ausfechten müssen. Freilich, die Art kirchlicher Kriegführung auf kulturellem Gebiet ist meist nicht richtig erkannt worden. Denn es mangelt gar oft an der unbedingten Voraussetzung hierfür, an dem Verständnis jenes grundlegenden römischen Kulturprogramms des *Augustinismus*, das ich durch meine Arbeiten aufgehellt habe, und das kurz und bündig lautet: *Kirchenhörigkeit aller Volkskultur*. Unentwegt hat die Kirche an diesem Ziel festgehalten und germanisches Kulturgut in kirchlichem Sinne umzuschweißen und umzubiegen versucht.

Gewiß, in vielen Fällen waren klerikale Zeloten in rücksichtslosem Glaubenseifer nur bedacht, den harten Taufspruch des Remigius von Reims für den Frankenkönig Chlodovech zu verwirklichen: „Verbrenne, was du angebetet hast!“ So wurden die alten germanischen Heldengesänge, die Karl der Große hatte aufzeichnen lassen, schon unter seinem indolenten und bigotten Nachfolger wieder vernichtet, dem die in seiner Jugend gelernten Lieder ein Greuel waren.

Aber die offizielle Kirche operierte immer anders. Ihr ging die „Kirchenraison“ über alles. Nicht etwa, daß sie von einer besonders liebevollen Neigung für germanisches Wesen erfüllt gewesen wäre. Im Gegenteil: der internationale Augustinismus, den sie vertrat, war und blieb ja der „altböse Feind“ der germanischen Volkseigenart. Kein römischer Kirchenmann überhörte die Mahnung des fanatischen Zisterziensers Bernhard von Clairvaux: „Vergiß dein Volk und dein Vaterhaus!“ Allein die kluge Diplomatie der Kirche befürchtete von einer völligen Ausmerzung germanischer Lebenskräfte nur einen untragbaren Gegendruck und damit eine empfindsame Gefährdung der eigenen, zum Teil noch ungefestigten Machtstellung. Weit realpolitischer erschien ihr der Weg der Einspannung, die Politik der „beschränkten Duldung“ des unausrottbaren Übels. Es galt, dem alten Germanen behutsam einen neuen Menschen anzuziehen, in schwülen Weihrauchwolken seinen frischen Atemzug zu ersticken und altgeheiligtes Brauchtum mit List und sanftem Druck in den Dienst der Gottesgemeinde zu zwingen.

Ich möchte in Aufnahme eines katholischen Kultbegriffes von einer *kirchlichen Kulturpolitik der Transsubstantiation* sprechen. Es kommt im Gegensatz zu der Weise der seitherigen Forschung darauf an, nicht einfach nur die Tatsache der Christianisierung alten Brauchtums festzustellen, sondern die Absicht und Konsequenz des Vorgehens zu beachten, die bewußte Durchführung einer systematischen Kulturpolitik. Es muß erkannt werden, daß der Kirche nicht darum zu tun war, das Bestehende zu schonen, sondern daß es ihr darauf ankam, etwas was sie für minderwertig hielt, in ihrem Geist umzugießen. Dabei war ihr Vorgehen von doppelter Art. Entweder gab sie germanischem Kulturgut eine kirchliche Sinndeutung und einen kirchlichen Firnis — oder sie suchte kirchliche Speise in germanischer Form zu servieren. Dieses zweite Verfahren wurde schon frühzeitig das beliebtere von beiden. Daß es äußerst zweischneidig war, konnte nur von Kirchenmännern übersehen werden, die sich über die Stärke des kirchlichen Geistes selber gegenüber dem germanischen gründlich täuschten. Sie hielten die

germanische Form eben nur für Form und übersahen den sieghaften Lebensinhalt, der in ihr verborgen war. Selbstverständlich aber konnte nicht ausbleiben, daß der deutsche Mensch beim beschaulichen Anblick und bei besinnlicher Prüfung des heimischen Gewandes fremdartiger kirchlicher Einrichtungen und Lehren zum Zweifel, ja zur Entrüstung über die rein kirchliche Sinndeutung und zur Erkenntnis des eigentlichen und wahren Wesensinhaltes dieses Gewandes getrieben werden mußte. Und so ist gerade die *Formgebung* des kirchlichen Kultursystems der Ausgangs- und Ansatzpunkt des germanischen Widerstandes gegen die Kirche des Mittelalters. Sie wurde der Brandherd einer immer wieder aufflammenden Gegnerschaft gegen die innere Unwahrheit der klerikalen Verschweißung von Inhalt und Form. Die Transsubstantiationspolitik der Kirche trug unabsichtlich dazu bei, den germanischen Weltanschauungskern zu bewahren, den sie klug auszurotten gedachte, und den Widerstand zu entfachen, den sie zu lähmen und einzulullen wähnte. Man denke nur an jene urmächtigste Auflehnung gegen eine germanische Formgebung kirchlichen Inhalts, an Luthers Kampf gegen die römische Ablaßpraxis. War doch diese eine rein formale Germanisierung der Kirchenbuße, eine Verwertung der altgermanischen Schuldsühne (Wergeld) im Dienst der kirchlichen Sündensühne. (Meine „Wirtschaftliche Tätigkeit der Kirche“ II, 140.) Luthers Empörung galt der inneren Unwahrhaftigkeit dieser Formgebung, dem schreienden Widerspruch zwischen klerikalem Inhalt und germanischer Form. Er schrieb, wie er selbst sagt, seine Thesen „aus Liebe zur Wahrheit und aus dem Verlangen, sie an den Tag zu bringen“ und er überwies die Geldspenden allein dem Liebeswerk des bürgerlichen Lebens.

Falls die heutige Brauchtumsforschung sich den Blick für diese Wirkungen und Gegenwirkungen der mittelalterlichen Kirchenkulturpolitik schärft, wird es ihr möglich sein, die richtige kulturhistorische Methode zur Bewertung der volkskundlichen Überlieferung des Mittelalters zu finden. Und sie wird dann auch den Erforscher der allgemeinen Geschichte befähigen, über die Tatsachen hinaus zur wissenschaftlichen Bewältigung des Geschehens zu gelangen, vermittelst der Erkenntnis des gewaltigsten und tiefgreifendsten Kulturprozesses unserer gesamten Volksgeschichte. So manche Kulturerscheinung, die bisher als Werk des Zufalls oder eines Einzelmenschen galt, wird dann als eine Emanation aus dem Zusammenprall zweier Weltanschauungen begriffen und neu gewertet werden.

Eine grundsätzliche Klarlegung der bewußten Kulturpolitik der Kirche hat zuerst Heinrich v. Eicken in seinem Buch von 1887 „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung“ unternommen. Doch er ging von der einseitig dogmatischen Voraussetzung aus, daß sich die mittelalterliche Geschichte „um die Achse der christlichen Lehre bewegte“. Und wenn er auch die Zugeständnisse der Kirche an die Weltlichkeit weitgehend gewürdigt hat, so kam es ihm doch nur darauf an, den Kampf zwischen Welt und Weltverneinung innerhalb der Kirche selber zu erfassen. Den eigentlichen Exponenten des Widerstandes, den Germanismus übersah er vollständig. In meinen Forschungen und Darstellungen über „Die wirtschaftliche Tätigkeit“ und „Das Wirtschaftsprogramm“ der Kirche des Mittelalters (1900, 1903, 1905) habe ich gerade diesen Ringkampf des lebensbejahenden germanischen Menschen mit der orientalisch-asketischen Weltverneinung geschildert und den Kampfplatz aus der Kirchengeschichte in die Volksgeschichte verlegt. Durch ein Jahrtausend der deutschen Entwicklung hin verfolgte ich die Kulturpolitik des Augustinismus, seine systematische Umklammerung und Umprägung germanischer Wirtschaftseinrichtungen und germanischen Wirtschaftsdenkens, um so von geistesgeschichtlicher und weltanschaulicher Grundlage aus die Kultur- und Volksgeschichte unseres Mittelalters völlig neu aufzubauen. Wohl hatte schon Jacob Grimm in seinen grundlegenden „Deutschen Rechtsaltertümern“ von 1828 versucht, aus Überlieferungen, Einrichtungen und Verordnungen über Glauben, Feste, Trachten, Bauart und Ackerbestellung germani-

sches Gedankengut herauszuschälen, und dabei war ihm mitunter auch die Trübung und Entstellung nicht entgangen, die es durch die Kirche und das von ihr bevorzugte Römische Recht erdulden mußte. Indessen vermochte er bei dem damaligen Stand der Geschichtsauffassung noch nicht, die Einzelerscheinungen in ursächlichem Zusammenhang und als Ausfluß einer bewußten systematischen kirchlichen Kulturpolitik zu begreifen. Auch Kembles Buch „The Saxons in England" (1849) sammelte wohl heidnische Bräuche, die in angelsächsischen Bußordnungen und Synodalbeschlüssen erwähnt werden, unterließ aber noch die methodische Untersuchung, die ich später gegenüber den irischen Synodalbeschlüssen des 7. Jahrhunderts und den deutschen Volksrechten der Nachwanderungszeit durchführte, inwieweit altheimische Anschauungen und Gepflogenheiten von kirchlichen Umbiegungen und Einschiebungen durchsetzt worden sind.

Ich stehe auf Grund meiner Forschungsergebnisse nicht an zu behaupten: Der Aufbau einer deutschen Volkskunde ist schlechterdings nur möglich bei Berücksichtigung des gewaltigen Kampfes der beiden Weltanschauungen des Augustinismus und des Germanismus, der die ganze deutsche Geschichte des Mittelalters von Anfang an erfüllt, und bei der Würdigung der planmäßigen Transsubstantiationspolitik der mittelalterlichen Kirche.

Wir müssen heute endlich einmal von der verhängnisvollen Irrmeinung loskommen, als ob jeder Mensch des Mittelalters sich in allen Lebensfragen von der Geburt bis zum Tode an die römische Kirche gebunden gefühlt, sein gesamtes Weltbild nur nach dem dieser Fremdmacht gebildet hätte und daß erst seit dem Hochmittelalter, ja vielleicht erst seit der Renaissance das allgemeine Lebenserwachen gekommen sei. Dietrich Schäfer hat schon ernstlich davor gewarnt, das geschichtliche Urteil einseitig zu fällen „nach dem, was das Mittelalter schriftlich oder bildlich über seine Menschen zu sagen wußte". Ihre Taten allein, nicht aber die Doktrinen kirchlicher Schriftsteller müssen für unsere Erkenntnis entscheidend sein. Der Historiker von heute muß endlich die Scheuklappen abstreifen, die die Kirche einst dem germanischen Menschen des Mittelalters, gottlob vergeblich, anzulegen bemüht war. Er darf nicht immer wieder kirchlichen Geist in Brauchtum, Kunstwerken und Rechtsdenkmälern wittern, wo ihm unter der dicken Kruste klerikaler Farbenübermalung die germanische Grundschicht mit vollsaftiger Urkraft entgegenquillt. Er sollte sich nicht beständig beschämen lassen von dem deutschen Menschen des Mittelalters selber, der sich artbewußter und heldenhafter als er gegen die kirchliche Transsubstantiationspolitik gewehrt hat.

Besondere Beachtung verdient in diesem Zusammenhang die unbestreitbare Tatsache, daß die deutsche Bauerngeschichte weit mehr Material für die Erkenntnis der Erhaltung altheidnischer Sitten liefert als die Stadtgeschichte und daß es uns deshalb eher möglich ist, den Prozeß der kirchlichen Kultur-Transsubstantiation aus bäuerlichen als aus bürgerlichen Quellen zu erschließen. Der Bauer hielt eben am längsten und am zähesten am Glauben und an der Sitte der Väter fest. Man denke nur an die bäuerlichen Volkstrachten, die vielfach nur stehengebliebene bürgerliche Trachten früherer Zeiten sind. Ja, im Jahre 1926 überraschte Otto Eduard Schmidts Buch „Die Wenden" mit dem erstaunlichen Nachweis, daß die wendische Frauentracht nichts weiter ist, als die erstarrte Form einer einstmals allgemeinen bäuerlichen Tracht.

Derartigen Erwägungen über den Quellenstand wird darum auch eine Eigentümlichkeit des großen Rechtsaltertümerwerkes von Jacob Grimm verständlicher und berechtigter erscheinen als den historischen Kritikern früherer Denkepochen. Noch Albert Werminghoff beanstandete im Historischen Literaturblatt II, 9 (1900) S. 137, daß Grimm den städtischen Quellenkreis neben dem ländlichen etwas in den Hintergrund gedrängt habe.

Das hat der große deutsche Kulturhistoriker mit vollem Recht getan. Denn wenn auch Hans Korens Behauptung von dem gänzlich destruktiven Verhalten des Stadtmenschen gegenüber altem Brauchtum (Volksbrauch im Kirchenjahr 1934 S. 18) nicht Stich hält, so kam es doch zweifelsohne in der vorwärtsdrängenden Atmosphäre der Stadt zu größerer Nivellierung des Rechtslebens, ja vielfach zur unbedenklichen Abstoßung hemmender Rechtsgepflogenheiten, während die bäuerliche Bevölkerung selbst da noch ehrfurchtsvoll beim Altbewährten beharrte, wo es klüger gewesen wäre, es aufzugeben. Grimm verglich darum die städtischen Rechtsaufzeichnungen mit dem zünftigen Meistergesang, die ländlichen mit den kräftigen und frischen Volksliedern.

Die Sprache schon bezeugt ja unüberhörbar die Bedeutung des Bauerntums als der eigentlichen Beharrungszelle uralten Erbguts in dem Wandel des Wortes „paganus". Das Wort bezeichnete ursprünglich den Bauern, den Landbewohner und erhielt dann in Gallien erst allmählich mit dem Vordringen des Christentums die Bedeutung „Heide". Pleonastisch spricht Bonifatius in einem Brief an Papst Zacharias vom Jahr 741 sogar von „pagani rustici". (Jaffé, ep. 42 S. 111.) In dem Wortwandel von „paganus" spiegelt sich klar die kulturgeschichtliche Tatsache, daß der alte Glaube und die alte Sitte am zähesten auf dem Lande gedauert haben. Unser großer Bauernhistoriker Wilhelm Riehl sagte daher schon im Jahre 1866: „Die bäuerlichen Zustände studieren heißt Geschichte studieren" (Naturgeschichte des Volkes II S. 43).

Folgerichtig ergab sich aus der Beobachtung der Konservierungstendenz des Bauernvolkes für die Kirche die Aufgabe, vor allem das bäuerliche Leben ihrer Transsubstantiationspolitik zu unterwerfen. Und darum wird der Brauchtumsforscher Riehls Ausspruch beherzigen müssen: „Je älter die Volkssagen sind, desto mehr wird der Forscher auf die Dörfer getrieben" (a. a. O. S. 47) und in der Quellenbenutzung getrost dem Beispiel folgen, das ihm der Altmeister Jacob Grimm gegeben hat.

Die Erkenntnis der kirchlichen Transsubstantiationspolitik ermöglicht dem Brauchtumsforscher eine neue und eindeutige Stellung zu vielen üblichen übereiligen Konstruktionen volkskundlicher Art. Urteile über Verhältnisse und Persönlichkeiten werden anders ausfallen als bisher, und so manche Einzelerscheinung wird in der neuen Betrachtung neues Licht gewinnen.

Schon die Sinndeutung der beiden großen deutschen Evangelienbücher des neunten Jahrhunderts kann nunmehr kaum einem Zweifel unterliegen.

Unbestreitbar ist der kirchlich didaktische Zweck des ersten hochdeutschen Epos des „Krist", das um 865 Otfrid der Benediktiner-Mönch von Weißenburg Ludwig dem Deutschen gewidmet hat. Der Dichter war ja ein Schüler jenes Raban von Fulda, der als Mainzer Erzbischof den altsächsischen Feuergeist Gottschalk so grausam befehdet und verfolgt hat. Und wir verspüren den orthodoxen Geist seines Lehrers, wenn er trotz aller Anklänge seines Epos an altgermanische Sitten die Heldenlieder der Vorzeit in seinem lateinischen Vorwort als „unzüchtigen und unnützen Laiengesang" abzutun vermochte. Es war Otfrids ausgesprochene Absicht, mit seinen Christenliedern den weltlichen Volksgesang zu verdrängen, ähnlich wie später, 1537, Michael Vehe zu Halle im Auftrage des Kardinals Albrecht durch ein deutsches katholisches Gesangbuch Luthers deutschen evangelischen Gemeindegesang überwinden wollte.

Aber auch die Sinnesart jenes viel schwungvolleren und edleren altsächsischen Lehrgedichtes vom „Heliand" ist nunmehr genauer erfaß- und erkennbar. Der unbekannte Kleriker, der es ein halbes Jahrhundert nach der blutigen Sachsenunterwerfung geschrieben hat, stammte nach neuester Vermutung aus den Gauen Ostsachsens, aus Magdeburg oder Merseburg[1]. Nach alter Nachricht, der Scherer und Wattenbach beipflichteten, ist es gerade von jenem heldensangfeindlichen Kaiser Ludwig „dem Mönch" veranlaßt,

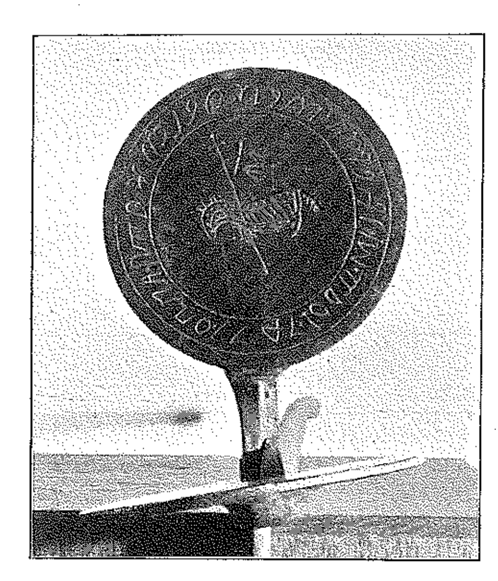
[1] A. Bretschneider 1934 in Bd. 30 der Deutschen Dialekt-Geographie.

der ja gleich seinem Sohne im Sinne der klerikalen Kulturpolitiker bestrebt war, den Deutschen das Christentum in ihrer Volkssprache näher zu bringen. Nicht altsächsischem Nationalstolz entsprang das Leitwort des Helianddichters, das er immerfort einschärft: „Ihr waret Blinde, bis euch Christus das Licht brachte." Keinesfalls altsächsische Sinnesart ist es gewesen, die ihn bei der Darstellung der „Weltwende" des jüngsten Gerichts zu jener ungemein starken Absage an alles altgermanische Heldentum verleitete und alle Auswirkungen der heldischen „Mutseele" den ewig verdammenswerten Verbrechen gegen den Heiland zuzählen ließ. Alte Erbtugend erschien ihm als Erbuntugend und unüberbrückbar der gewaltige, weltanschauliche Gegensatz germanischen Mutes und kirchlicher Demut. Selbst das ungeheuerlichste Vergehen nach germanischem Sittengesetz, die feige Gefolgsflucht der Jünger wagt er durch ein alttestamentliches Prophetenwort zu rechtfertigen. So bezweckt er denn mit seiner Dichtung mit nichten, ein Zeugnis abzulegen von bereits erfolgter Aneignung christlichen Geistes in seinem Volke oder etwa gar die Grundzüge eines Katechismus für deutsche Christen zu entwerfen. Das Werk ist ein typisches Erzeugnis kirchlicher Missionspropaganda. Es offenbart nicht, was war, sondern was nach der Überzeugung des Dichters und seines Auftraggebers sein sollte. Es ist nach Scherers Wort „eine Leistung der Seelsorge", das Werk eines Predigers. So stellte er, allerdings selber tiefer vertraut mit heimischer Art als sein späterer Weißenburger Gesinnungsgefährte, seine geschickte Feder in den Dienst der kirchlichen Transsubstantiationspolitik. Wir aber blicken durch die Übermalung hinunter zum Tafelgrunde seines Gemäldes: wir sehen nicht christliches Heldentum, sondern Heldentum im Kampf gegen aufgezwungenes Kirchentum und staunen über den kühnen Versuch, völlig Wesensfremdes gleichsetzen zu wollen: allgemeine Menschenliebe und deutsche Gefolgstreue.

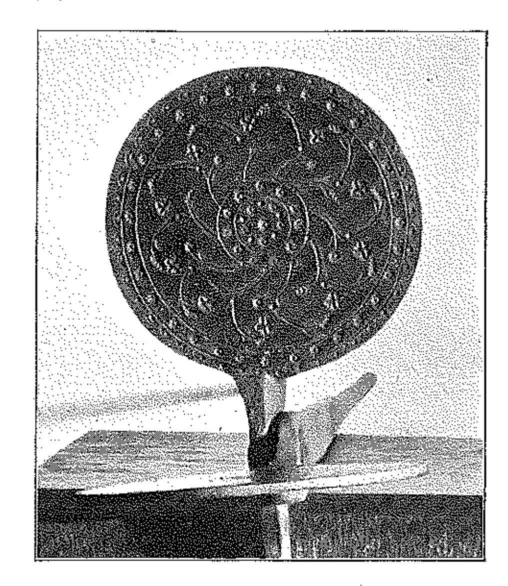
Die Travestie, die Transsubstantiation erfaßt auch alles Äußerliche. In nationaler Umbildung wurde der Heiland mit dem Gewande des heimischen Gefolgsherrn, des ringspendenden Führers eines wehrhaften Adels umkleidet. Die Bergpredigt erschien als eine Beratung des waltenden königlichen Landesherrn mit seinen Herzogen und Fürsten angesichts des versammelten Heeres und Volkes. Die Hochzeit zu Kana und die Speisung der Fünftausend gestalteten sich zu mächtigen Trunkgelagen „munterer Mahlgenossen", Petrus zum bevorzugten „Schwertdegen" seines Herrn, und die Hirten der Geburtverkündigung wurden im Hinblick auf die niedersächsische Pferdezucht zu „ehuscalcos" (Pferdeknechten) gestempelt. Wie ein später Nachklang der Heliandauffassung gemahnt es uns, wenn der Meister des Glasgemäldes in der Wiesenkirche zu Soest statt des Osterlammes einen westfälischen Schinken auf den Tisch des letzten Abendmahles gestellt hat.

Wilhelm Scherer hat schon 1891 in seiner Geschichte der Deutschen Literatur (S. 47) „diese unbefangene Vergegenwärtigung eines fernliegenden Gegenstandes" durch den Helianddichter mit dem Verfahren der Maler des 15. Jahrhunderts verglichen, biblischen Figuren heimatliches Gewand anzuziehen. Und gewiß gibt die kirchliche Transsubstantiationspolitik einwandfreie Auskunft über sonst oft unerklärbare Vorkommnisse auf künstlerischem Gebiet. Vielleicht enthält sie den Schlüssel auch zu dem Motiv der Gestaltung jener berühmten Naumburger Stifterstatuen, deren Geheimnis soeben Walter Möllenberg (Eike von Repkow und seine Zeit 1934 S. 109 ff.) entschleiert hat, als er in diesen Männern und Frauen in der weltlichen Tracht des 13. Jahrhunderts die Seligpreisungen der Bergpredigt verkörpert sehen wollte. Sollte nicht auch hier eine Heliand-Travestie kirchlicher Kulturpolitik vorliegen, eine bewußte Verkleidung kirchlicher Ideen in germanisches Weltgewand?

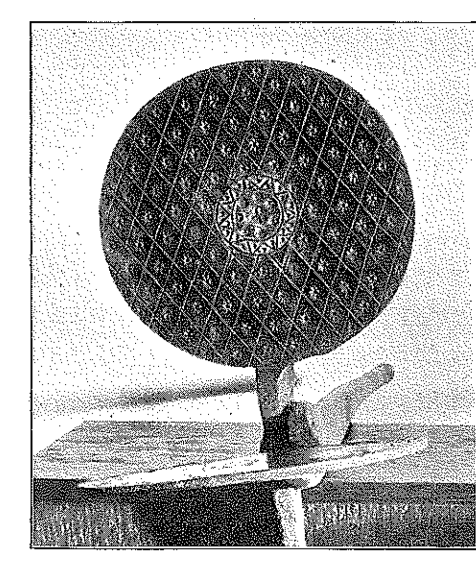
Die Untersuchung muß weiterhin — wenn auch nur kurz — das besonders aufschlußreiche Kapitel der Christianisierung germanischer Heiligtümer und Volksfeste streifen. Auch hier ist die Kirchenpolitik unter keinen Umständen von dem Gedanken getragen, etwa christliche Grundanschauung dem Wesen nach deutschvölkisch zu



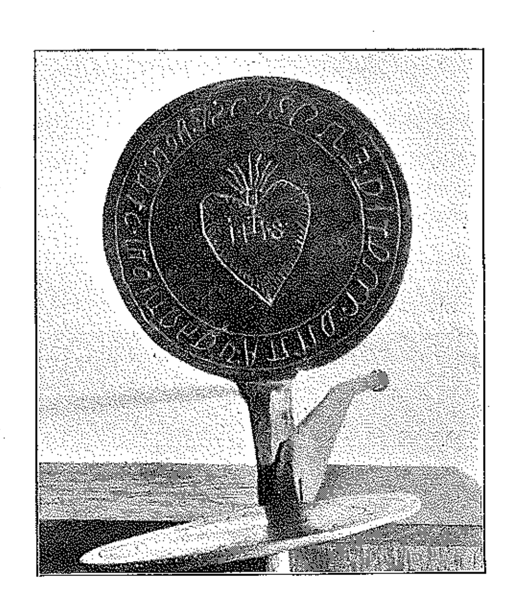
Waffeleisen (1745?) aus Westfalen (Kreis Münster). Das Zeichen an der Fahne des „Lammes" erinnert auffallend an die Rune im Externstein.



„Sonnenwirbel" auf westfälischem Waffeleisen. Selbständige Weiterentwicklung germanischer Sinnbild-Kunst.



Die Raute, ein uraltes nordisches Sinnbild, auf dem Waffeleisen. (Das „Gewebe": „Waffel" kommt ebenso wie „Wabe" von „weben".)



Das Herz, ein uraltes nordisches Sinnbild der Mütterlichkeit, hat durch die Inschrift einen christlichen Inhalt bekommen.

Aufnahmen: Heimatmuseum Telgte in Westfalen.

Germanische Sinnbilder auf Waffeleisen. Sinnbilder sind von jeher dort angebracht, wo das Leben am greifbarsten seine höhere Sinngebung erhält: am heiligen Herde und an den Geräten, die zur Bereitung des Festgebäckes in den heiligen Zeiten dienten. In diesen Geräten lebt eine reiche Dauerüberlieferung geistiger Art, die zugleich die Dauerüberlieferung handwerklichen Könnens seit ferner Urzeit erkennen läßt.

reformieren, sondern von der Absicht, sie durch Eingießung in germanische Form dem Volke verständlich, greifbar und schmackhaft zu machen. Die Zugkraft altvertrauter Bilder, Orte und Zeiten sollte den kirchlichen revolutionären Fremdschöpfungen zugute kommen und zu ihrer Einbürgerung beitragen. Wir erkennen den gleichen Gedankengang, der aus dem uralten arischen Zufluchtsrecht der Heiligtümer das Asylrecht der Christenkirchen entwickelt hat. (Meine „Kirche" II, 141.)

So haben im Jahre 612 die Irenmissionare Kolumban und Gallus zu Bregenz am Bodensee ein schwäbisches Heiligtum mit drei vergoldeten Götterbildern zu einer Kapelle der hl. Aurelia umgeweiht (Vita Galli c. 7). So verwandelte der Kleriker Liudger aus Friesland nach dem Jahr 785 die Tempel des Gottes Fosete auf Helgoland in Christenkirchen und gebrauchte die altheilige Quelle der Insel zur Taufe ihrer Bewohner (Altfrids Vita Liudgeri I, 19). So erbaute der angelsächsische Romapostel Bonifatius nach dem Bericht seines Biographen Willibald (c. 22) im Jahre 723 aus dem Holzwerk der von ihm gefällten Donareiche bei dem hessischen Geismar eine Petruskapelle. Auch auf dem Petersberg bei Halle soll nach Kirchhoff, Lübbert und S. Schultze-Galléra einst ein Heiligtum des Donar gestanden haben, zu dessen Nachfolger die Kirche den heiligen Petrus einsetzte. Es ist Arthur Nebel nicht geglückt, diese These durch Verwertung der Chronik des Petersberges zu erschüttern — weder durch den Hinweis auf ihr Schweigen über einen Bau der „alten Kapelle" auf germanischem Tempelgrund noch durch den Versuch, eine Äußerung des Chronisten zu entkräften, die die kirchliche Umweihe einer altheidnischen Kultstätte offensichtlich bestätigt: „antiquum hostem, quem iam ab illo loco per institucionem divini servicii deturbaverat" (sc. Dedo) M. G. SS. XXIII p. 139.

Die religionsgeschichtliche Forschung hat ja oft genug hervorgehoben, daß altgermanische Gottheiten durch Kirchenheilige ersetzt und besonders Kultstätten Donars zu Petruskapellen umgewandelt worden sind. Man blicke nur in E. H. Meyers „Germanische Mythologie" (1891) S. 148 ff. und in die reiche Literatur, die H. Bergners „Handbuch der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland" (1905) S. 529 verzeichnet.

Auch von der Umformung germanischer Kultsymbole in kirchliche Symbole und germanischer Volksfeste in Kirchenfeste wissen die Quellen zu berichten.

Bekannt ist, daß Karl der Erste auf dem Eresberg in Westfalen eine Peterskirche erbaut hat. Auch an der Stätte, da die Sachsen im Jahre 1115 auf dem Schlachtfeld am Welfesholz eine Irminsul aufgestellt hatten, ließ später Rudolf von Habsburg eine Marienkapelle errichten. Robert Holtzmann hat jüngst die kultischen Wandlungen dieses Säulenstandbildes am Welfesholz kritisch höchst ergebnisreich verfolgt. (Sachsen und Anhalt VI [1934] S. 71—95.)

Daß christliche Feste in germanischem Festglanz volkstümlich neu erstrahlten, ergibt sich schon aus der oft erörterten Umwandlung der beiden germanischen Sonnenwendfeiern zu kirchlichen Festen. Für unsere Gegend verweise ich besonders auf die Erzählung Widukinds (I, 12) von dem dreitägigen Oktoberfest, das die Sachsen nach ihrem Siege über die Thüringer in Scheidungen an der Unstrut gefeiert haben. Golther erkannte in dem neuen Kirchenfest das altgermanische Opferfest zu Wintersanfang wieder. (Handbuch der Germanischen Mythologie S. 586.) Und für seine Auffassung spricht meines Erachtens gerade der Schlußsatz von Widukinds Kapitel über jene Oktobertage: „Dies erroris religiosorum sanctione virorum mutati sunt in ieiunia et orationes" — „Die Tage heidnischen Irrtums wurden durch die Weihe gottesfürchtiger Männer verwandelt in Fast- und Bettage."

Der sächsische Geschichtsschreiber fand hier den besten Ausdruck für die ganze kulturelle Transsubstantiations-Praxis der Kirche des Mittelalters. Er berührt sich wörtlich und sachlich aufs engste mit sonstigen Überlieferungen und Äußerungen jener Zeiten, von denen ich nur zwei als besonders charakteristisch zum Schluß anführen will.

Dem König Olaf Tryggvason von Norwegen († im Jahre 1000) erschien im Traum

der hl. Martinus und gebot ihm — nicht etwa das Kneipen zu lassen — aber dabei hinfort nicht mehr Thors, Odins und anderer Asen, sondern seine und aller Heiligen Minne zu trinken. (K. v. Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes I, 285.)

Um das Jahr 600 aber gab Papst Gregor der Große in einer Botschaft dem bischöflichen Bekehrer der Angelsachsen Augustin den richtungweisenden Auftrag, den Bedas Kirchengeschichte (I, 30) überliefert[1]: „Keinesfalls soll man die Göttertempel unter jenem Volksstamm zerstören, sondern nur die Götterbilder, die in ihren Tempeln sind. Man besprenge diese Tempel mit Weihwasser, errichte darin Altäre und fülle diese mit Reliquien. Sind die Tempel gut gebaut, so muß man sie aus dem Kult der Götzen in die Verehrung des wahren Gottes umwandeln, damit das Volk seinen Tempel nicht der Zerstörung preisgegeben sieht, von Herzen seinen falschen Glauben ablegt und in der Erkenntnis und Anbetung des wahren Gottes desto williger zu den altgewohnten Anbetungsstätten hinzupilgert. Und weil die Angelsachsen gewohnt sind, viele Stiere ihren Göttern zu opfern, so soll man ihnen diese Feier nicht antasten. Sie mögen immerhin am Tage der Kirchweih oder des Gedächtnisses der Heiligen sich rings um die aus Tempeln umgeweihten Kirchen ihre Hütten aus Baumzweigen errichten und beim heiligen Mahle ihre Feier begehen, aber nicht mehr dem Teufel ihre Opfer darbringen, sondern Gott zum Lobe ihre Tiere schlachten und essen. Nur wenn man diesem Volk einige äußerliche Freuden läßt, vermag man es desto leichter zu den inneren Freuden hinüberzuleiten. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß es unmöglich ist, solchen harten Gemütern auf einmal alles wegzunehmen. Der, der einen hohen Standpunkt zu gewinnen bemüht ist, erreicht ihn nur im Schritt, nicht im Sprunge."

Der altgermanische Staat

Von Dr. Wolfgang Hofmann

„Revolution" heißt wörtlich „Zurückwälzung". Jede grundlegende Veränderung in der Geschichte knüpft zum mindesten in ihrer Ideologie an zurückliegende Zustände an, die sie durch fremde Einflüsse oder durch Entartung im Laufe der Entwicklung verbildet sieht.

In der Tat steht das Neue, das Neugeschaffene, der Wurzel dessen, um das der revolutionäre Kampf geht, der Wurzel eines Staates, weit näher als die ihm unmittelbar vorangehende Epoche, und in dieser Betrachtung gewinnt das von keiner Revolution zu trennende Wort „radikal" (d. i. „von der Wurzel her") eine tiefere Bedeutung. So bemerken wir bei den Gemeinwesen der Renaissance, dieser großartigen Revolution gegen das Mittelalter, eine deutliche Übereinstimmung mit der antiken Tyrannis einerseits und dem römischen Prinzipat anderseits, freilich nicht mit dem theokratisch empfundenen „Dominat", der späteren römischen Kaiserzeit. Die französische Revolution sah ihr Ideal bewußt in der altrömischen Republik, und die deutsche Einheitsbewegung des 19. Jahrhunderts griff ihrerseits auf die mittelalterliche Kaiseridee zurück, so daß Bismarck, der die deutsche nationale Revolution zu einem vorläufigen Abschluß brachte, für seine Reichsschöpfung, jene erlauchte Republik der deutschen Fürsten, wie man das zweite Reich auch genannt hat, den Schmuck der Kaiserkrone wählte.

Je einschneidender aber eine Umwälzung ist, desto weiter tastet sie in die Vergangenheit, und es ist daher ganz besonders charakteristisch für den nationalen Umbruch von 1933, daß der Staat des Dritten Reiches dem germanischen Urstaat näher steht als

[1] Den Wortlaut zitiere ich im ersten Band der „Wirtschaftlichen Tätigkeit der Kirche in Deutschland" auf S. 171 ff. Es handelt sich also keinesfalls um ein Breve des Papstes Gregor III. an Bonifatius, wie Arthur Seidl in seinem übrigens sehr beherzigenswerten Absatz über „Christentum und Germanentum" (Wagneriana 1901. I, 453) angibt.

irgendeine politische Form der deutschen Geschichte seit der Völkerwanderung. Das ist, wohlverstanden, alles andere denn eine künstliche Neubelebung, sondern eine unbewußte Selbstbesinnung unseres Volkes auf sein ursprüngliches Rassentum.

Und wir wissen heute so viel von der Höhe altgermanischer Kultur, daß uns diese nahe Berührung ältester und modernster deutscher Staatlichkeit nicht mehr zu befremden braucht. Alle Unterschiede zwischen dem bäuerlichen Staate der alten Germanen und unserer heutigen, zum großen Teil auf Industrie und Maschine gegründeten Kultur sind rein äußerlich: Sinn und Wesen des modernen Staates decken sich vielmehr durchaus mit der Urzeit, und es ist kein Zufall, daß man die Grundlagen der Volksgemeinschaft heute aufs neue im Bauerntum und in der Familie zu begreifen gelernt hat.

Allerdings trennt den germanischen Staatsbegriff eine Welt von dem des Mittelalters und dem des Absolutismus der Barockzeit, denn er ist im Gegensatz zu diesen weder theokratisch noch privatrechtlich gewesen. Er war vielmehr nur staatsrechtlich, genossenschaftlich, ganz allein auf die Volksgemeinschaft gegründet, und damit sehen wir bereits die Brücke, die von ihm zur heutigen Staatsauffassung führt.

Die Gewalt lag im germanischen Urstaat ausschließlich bei der Volksversammlung oder dem „Thing" (das Wort ist unser heutiges „Ding" und bedeutet ursprünglich „Gerichtstag", „Termin"). Freilich ist das staatliche Hoheitsgebiet in der Urzeit meist auf den Gau beschränkt. Erst mehrere Gaue bilden eine Völkerschaft oder einen Stamm. Solche sind die Cherusker, Semnonen, Chatten u. a. Der politische Zusammenhang innerhalb dieser Völkerschaften war aber noch so locker, daß man sie nicht als Staaten begreifen darf, noch weniger die Völkerschaftsverbände, wie Ingvaeonen, Herminonen und Istvaeonen. Namentlich sind diese wie auch wohl die Stämme bloß religiöse Kultgemeinschaften mit gemeinsam verehrten Göttern gewesen. Bei den einzelnen Völkerschaften mochten darüber hinaus die Versippung der einzelnen Gaue untereinander sowie nachbarliche Beziehungen vielleicht ein etwas engeres Gemeinschaftsgefühl bewirken, aber dennoch begegnen wir erst im einzelnen Gau einem besonders festgefügten Geschlechter- und Sippenverband staatlichen Charakters. Er ist im eigentlichen Sinne als urgermanischer Staat zu verstehen und seine Gründung auf Sippe und Familie mußte das lebendige Gefühl für blutmäßige und rassische Zusammengehörigkeit sehr früh erwecken.

In diesem Gaustaat übte das Gauthing allein die politische Macht aus und wählte aus seinen Besten an seine Spitze einen König oder Grafen mit beschränkten Befugnissen. König und Graf unterscheiden sich voneinander nur durch die größere oder geringere Vornehmheit ihres Geschlechtes. Ihre Amtsgewalt ist die gleiche, „König" bedeutet der „Geschlechtige", d. h. der durch seine edle Abstammung Ausgezeichnete (von germanisch „Kunja", d. i. „Geschlecht"). Graf bedeutet einfach „Befehlshaber". Er war zum Unterschiede vom Könige ein Gemeinfreier, der vielleicht keine so heldenhafte Ahnenreihe wie der König nachweisen konnte, aber wie dieser von persönlicher Tüchtigkeit, namentlich kriegerischer Tapferkeit sein mußte.

Die Befugnisse des Königs wie des Grafen bestanden in dem Recht und der Pflicht, in der Volksversammlung den Vorsitz zu führen, außerordentliche Volksversammlungen bei besonderen Anlässen, sog. „gebotene Thinge" einzuberufen und Rechts- und Schiedssprüche nach dem Willen der stimmberechtigten Vollfreien zu fällen und zu vollziehen. Denn nur diese und wahrscheinlich von ihnen auch nur die Grundeigner haben im Thing, zu dem sie gewaffnet erscheinen, Wort und Stimme. Vollfreie sind aber in erster Linie die Freigeborenen, d. h. die zum Sippenverbande gehörigen und damit blutsechten Volksgenossen. Im Kriege fiel dem König und Grafen das Feldherrnamt zu. Schlossen sich mehrere Gaue zu gemeinsamer Kriegführung zusammen, so wurde ein König oder Graf, manchmal auch mehrere zum Oberfeldherrn oder „Herzog" gewählt (Herzog = althochdeutsch „Harizogo" bedeutet „Heerführer").

Das Amt des Feldherrn wird also auch von der Volksversammlung verliehen, wenn diese den Krieg beschlossen hat, und darin offenbart das altgermanische Gemeinwesen eins der ersten staatlichen Hoheitsrechte, das der *Kriegshoheit*, die neben die von der Volksversammlung geübte *Gerichts-* und *Repräsentationshoheit* tritt. Hier erscheint also ein bereits in der Urzeit vorhandenes ausgesprochenes germanisches Staatsrecht und Staatsbewußtsein. Überhaupt lag die gesetzgebende Gewalt, die Legislative, bei der Volksversammlung, während den von ihr gewählten Gauhäuptern die Exekutive oblag. Die letzteren konnten zudem, wenn sie sich ihrem Amte nicht gewachsen zeigten, zum Rücktritt gezwungen werden, besonders wenn etwa durch ihr Verschulden ein Kriegszug unglücklich verlaufen war.

Als Adolf Hitler seine Erhebung zum Staatsoberhaupt an Stelle des verewigten Generalfeldmarschalls der Zustimmung des gesamten Volkes unterbreitete, vollzog sich darin ein ausgesprochener Thingakt, nach altgermanischem Vorbild. Auch dort wurden lebenswichtige Beschlüsse zunächst im Kreise der einflußreichsten und angesehensten Männer gefaßt und der Thingversammlung zur Annahme oder Ablehnung unterbreitet.

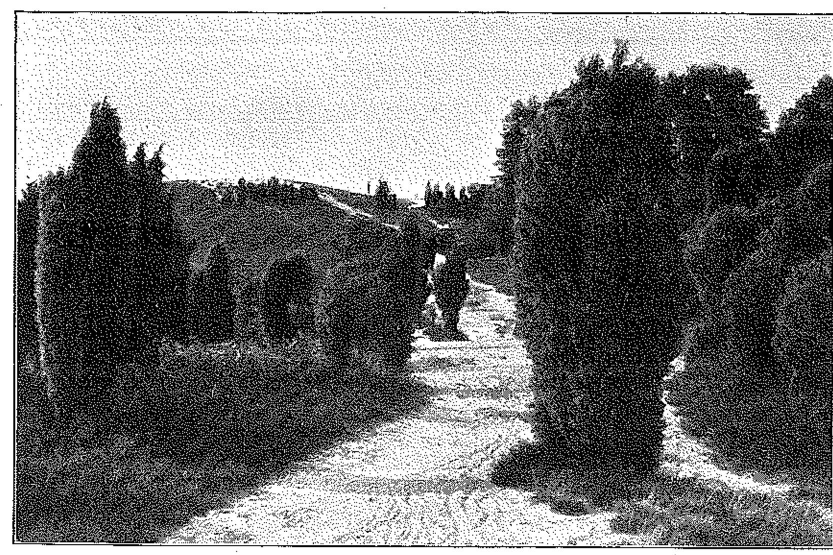
Sehen wir, wie die Volksversammlung so die wesentlichsten staatlichen Hoheitsrechte für sich in Anspruch nahm, so sind ihre, d. h. des germanischen Staates Befugnisse damit noch längst nicht erschöpft. Da ist weiter zunächst die *Gebietshoheit*: das Staats- oder Gaugebiet, der gesamte Grund und Boden war ursprünglich Gemeineigentum, über das die Volksversammlung verfügte und es nach ihrem Ermessen unter die einzelnen Volksgenossen verteilte. Freilich hatte ein jeder nach seinem Verdienste Anspruch auf die Bewirtschaftung und Nutznießung eines bestimmten Teiles des Allgemeinbesitzes, was die wörtliche Übersetzung des Wortes „Allod" ist. Das Recht des einzelnen am Allod führte später stillschweigend zum vollen Besitzrecht seines Anteils, so daß der Name „Allod" zuletzt sein Gegenteil, nämlich das private Grundeigentum zum Unterschiede vom späteren Lehen bezeichnete. Über das dem Einzelnen zugewiesene Land hinaus verblieb noch manches in unmittelbarem Besitz des Gaues. So kennen wir heute noch namentlich in Oberdeutschland und der Schweiz die „Allmende", das gemeinsame Weideland, den Gemeindewald, aus alter Zeit auch noch den Grenzwald zum Schutze des Staatsgebietes vor feindlichen Einfällen. Denn er wurde als Urwald gehalten, der für den Einzelnen und vollends für ein Heer so gut wie undurchdringlich war.

Ferner finden wir bereits im altgermanischen Staate eine ausgebildete *Polizeihoheit* und *Wohlfahrtspflege*. Hierher gehören der Deichzwang und die Pflicht der Hilfeleistung bei Rechtsbrüchen. Auf den Ruf „Tojod ute" (d. i. „Zieht aus") oder hochdeutsch „Zeter" (d. i. „Zieht her") mußten alle Gaugenossen herbeieilen und dem Bedrohten oder Geschädigten Hilfe leisten sowie den Übeltäter verfolgen. Auch konnte der germanische Staat seine Gaugenossen zur Vernichtung reißender Tiere aufbieten. Außerdem kannte die Urzeit schon einen mehr oder weniger regelmäßigen Polizeiwachdienst. Der viel bespöttelte Nachtwächter der deutschen Kleinstadt darf auf eine ehrwürdige Ahnenreihe zurückblicken. Er ist der letzte Überrest der alten Speerwächter, die in den Tagen, da unsere Vorfahren sich noch von einer feindlichen Natur und noch feindlicheren Nachbarn weit unmittelbarer bedroht sahen als heute, für die öffentliche Sicherheit, für den „Marktfrieden" zu sorgen hatten. Der Friedensbrecher wurde von dem Gericht der Volksversammlung mit den grausamsten Strafen bedroht. Aber es gab in Verbindung mit der Polizeigewalt auch schon eine amtliche Wohlfahrtspflege. So kennen wir aus dem alten Island eine geregelte Armenunterstützung, das „Waetmal". Auch sonst war den ärmeren Gaugenossen insbesondere das Sammeln von Fallholz sowie ein Teil der Gemeindewiesen zum Mähen freigegeben.

Weniger bekannt, aber für den hohen Stand des germanischen Urstaates charakteristisch, dürfte sein, daß es bereits eine ausgebildete staatliche *Finanzhoheit* und *Steuer-*

gesetzgebung gab. Außer der übrigens schon genannten isländischen Naturalsteuer zur Armenunterstützung bestand daselbst eine solche zur Erhaltung der Heiligtümer und Thingstätten. In Zeiten der Teuerung oder in Kriegen konnten bei vielen germanischen Gauen die Könige oder Grafen über einen Teil der Nahrungsvorräte der Gaugenossen verfügen, konnten die Herstellung von Brücken und Wegen sowie die Ablieferung von Bauholz verlangen. Verstöße einzelner hiergegen konnten durch „Wetten", d. h. „Geldstrafen" geahndet werden. Bei den Langobarden und Gepiden finden wir eine eigene Kriegssteuer, die bis zu einem Viertel, ja Drittel der „Fahrhabe" betrug.

Endlich besaß der altgermanische Staat auch die Religionshoheit. Einmal stand ihm, wie schon erwähnt, das Aufsichtsrecht über die Weihestätten und Opfergaben, meist kostbare Kampfbeute, zu. Härteste Strafen sorgten dafür, daß die Schätze, die wir heute meist in den großen Goldfunden wieder entdeckt haben, trotz aller Versuchung durch die leichte Beraubungsmöglichkeit von jedermann mit heiliger Scheu betrachtet wurden. Ferner war diese Religionshoheit eine unmittelbare. Der Staat und nicht eine besondere Priesterkaste unter dem bloßen Schutz des Staates verwaltete das religiöse Erbgut. Die Priester wurden, soweit es bei einzelnen Stämmen überhaupt einen solchen Stand gab, wie die Könige und Grafen von der Volksversammlung gewählt. Dies ist besonders von den Alamannen bezeugt. Im übrigen war die Abhaltung des Things mit religiösen Bräuchen, vor allem Opferfesten, verknüpft, so daß darin allein schon die Religionshoheit des Staates ihren deutlichsten Ausdruck fand. Jedoch muß dem germanischen Staate jede theokratische Auffassung unbedingt ferngehalten werden: der Priester ist und bleibt, wie der König, lediglich Beamter des Staates. Von ihm empfängt er seine Weihe. Im Gegensatz dazu waren z. B. die keltischen Stämme theokratisch regiert. Hier walteten die Druiden nicht nur des Priesteramtes, sondern übten auch alle staatlichen Hoheitsrechte kraft priesterlicher Machtvollkommenheit aus. Bei ihnen lag die Gewalt, nicht bei der Volksgemeinschaft, die ihre Macht erst von den Priestern empfing, nicht umgekehrt, wie bei den Germanen. Das Aufsichtsrecht des germanischen Staates über die Religion und ihre Übung konnte trotz seiner mit Recht gerühmten Toleranz unter Umständen zur Maßregelung von Personen führen, die im Namen der Religion seinem Interesse zu



Aufn. Helgar Krieger

Der Weg zum Heidegrab



Aufn. H. Wille

Germanisches Königsgrab bei Sagard auf Rügen (Bronzezeit)

nahe traten. So legt der Westgotenkönig Athanarich einmal Zauberweiber, die uns aus dem alten Island als „Völven" bekannt sind, friedlos, weil ihm ihr Treiben staatsgefährlich schien. Ebenso verhielt sich der germanische Staat den christlichen Missionaren gegenüber anfangs tolerant und ließ sie ungestört predigen. Erst als deren Fanatismus die heidnischen Heiligtümer zu schänden begann, erfolgte ihre Ausweisung.

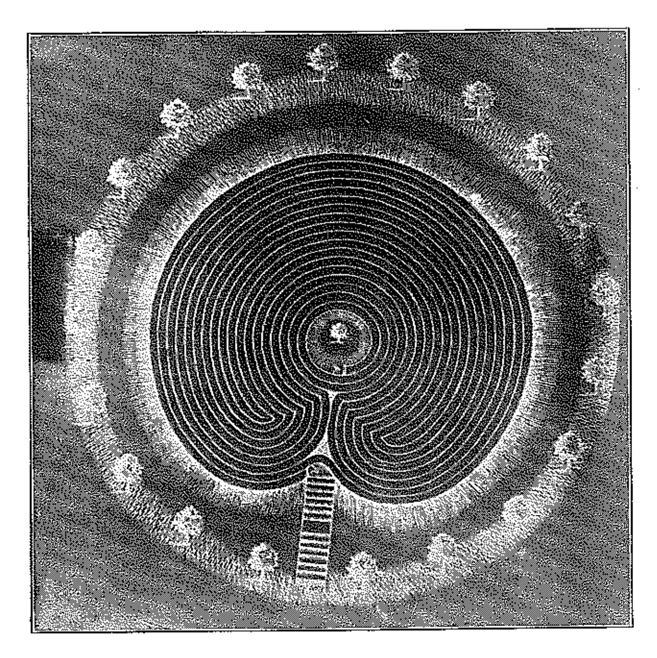
(Fortsetzung folgt.)

Eine Trojaburg in Pommern

Von Dr. Siegfried Sieber, Aue

Der Aufsatz von Haye Hamkens („Germanien", 1934, H. 12, S. 359 ff.) nennt eine der wichtigsten deutschen Trojaburgen nicht: Die zu Stolp in Pommern. Sie ist vielleicht deshalb bisher den Forschern wie Ernst Krause, Paul Liebeskind, H. Wiechel, E. Schnippel entgangen, weil sie den seltsamen Namen „Windelbahn" (Wendelbahn) führt und weil dort nicht Bauern oder Kreuzritter, wie an den preußischen Jerusalemshügeln, sondern einfache Schuhmachergesellen ihren eigenartigen Tanz aufführten. Nachdem 1908 das letzte Windelbahnfest dort gefeiert worden ist, hat die Stadt den Platz aufgekauft, der bis dahin der Schuhmacherinnung gehörte, und hat die Kostüme, Geräte und den alten Grundriß der Tanzbahn ins Museum bringen lassen.

Das Windelbahnfest der Stolper Schuhmacher war ein echtes Maifest, wurde es doch am Dienstag nach Pfingsten begangen und hatte überdies mit anderen deutschen Pfingstveranstaltungen die Wahl eines Maigrafen gemein. Nicht nur Patriziersöhne, auch Handwerkergesellen haben in norddeutschen Städten dieses Frühlingsvorrecht der Jungmannschaft ausgeübt. Nachdem am Vormittag zwei Gesellen als Narren verkleidet in alter Weise Gaben für das Fest erbeten hatten, erfolgte nachmittags der feierliche



Windelburg oder Windelbahn in Stolp in Pommern. Aufnahme nach einem alten farbigen Plan. Ein Plan aus dem Jahre 1882 zeigt eine andere Anordnung der Bäume. Im Anfang des 20. Jahrh. ist die Windelbahn verschwunden.

Zur Verfügung gestellt vom Heimatmuseum Stolp in Pomm.

Aufzug der Gesellen mit ihrer Fahne. Neben ihr schritten zwei Fahnenjunker, dahinter kamen der Maigraf mit den beiden Lademeistern der Innung, ferner die gewählten beiden Ober- und Unterschäffer, danach die Gesellen, ein sogenannter Schreiber, und endlich, auf Tragbahren von den Lehrlingen getragen, die beiden Narren.

Auf die Kleidung und die Mitführung der Handwerkszeichen sei hier nicht eingegangen. Sie entsprechen dem, was bei Zunft- und Gesellenfesten üblich war. Wichtiger ist die Anlage der Windelbahn, zu der man hinausmarschierte. An der Kreuzung der späteren Aucker- und Bütowerstraße hatten die Gesellen einen niedrigen Wall angelegt, etwa 120 Schritte im Umfang, und oben in geeigneten Abständen Bäume gepflanzt. Zwischen dem Wall wurde in etwa 150 Fuß Durchmesser die Figur im Rasen ausgestochen, und zwar fing man damit in der Mitte an. Es entstanden labyrinthartige, kunstvoll verschlungene Linien, die wie bei bronzezeitlichen Fibeln sich begegnen und wieder auseinanderlaufen. Sie ergeben auf jeder Seite je acht Bahnen, die wie Sonnenlaufbögen auf alten Darstellungen wirken. Ein schwedisches Julbrot mit Hakenkreuz in Urform, das auf der urreligionsgeschichtlichen Ausstellung in Berlin 1933 zu sehen war, zeigt ebenfalls diese Sonnenlaufbögen. Dagegen sind sie auf einem eisenzeitlichen Spinnwirtel von Hohenwutzow bei Königsberg durch das alte Sinnzeichen der acht Punkte angedeutet. Ein solches Zeichen befand sich auch im Geäst der Mervigslinde bei Nordhausen, und es ist bezeichnend, daß zu diesem Baum alljährlich die Schuhmacherzunft von Nordhausen einen Festzug veranstaltete.

Die Stolper Schuhmachergesellen pflanzten, an der Windelbahn angekommen, ihre Fahne auf. Dann sprach der Maigraf eine Rede in Versen und begann danach im „Kiebitzschritt" auf der mit Blumen oder frischem Sand bestreuten Bahn seinen Tanz (der Kiebitz hüpft etwa 1 m vor, bleibt auf einem Fuß stehen und stützt den andern ein wenig). Nach etwa einer Viertelstunde hatte der Maigraf die Hälfte der Bahn durchtanzt und hielt inne. Sogleich überbrachte ihm der Altgesell einen Pokal, den der Maigraf unter dem Jubel der Menge leerte. Dann ging der Tanz in derselben Weise weiter, bis der Tänzer an dem Ende der Bahn aus ihr herausschritt. Nach ihm tanzten die beiden Oberschäffer. Einer fing seinen Tanz von innen an, der andere von außen. In der Mitte trafen sie aufeinander, begrüßten sich und tranken aus den vom Altgesellen überreichten

Die Trojaburg von Steigra an der Unstrut, am Fuß alter Linden gelegen, entspricht in der Form und der Anlage der Trojaburg von Stolp



Aufn.
Werner Stief, Leipzig

Gläsern. Dann trat jeder dem andern die Bahn ab, die er schon durchlaufen hatte. Es war nicht leicht, aus den verschlungenen Windungen sich herauszufinden, und wer etwa eine falsche Windung betrat oder den Ausgang nicht finden konnte, wurde weidlich ausgelacht. Nach weiteren Ansprachen traten auch die beiden Narren auf, um mit altherkömmlichen Schusterwitzen die Zuschauer zu belustigen. Nach feierlichem Umzug um die Windelbahn zog man zum Festball in ein Gasthaus.

Das Wesentliche am Windelbahnfest sind nicht die zeitgebundenen Festbräuche wie Reden, Trunk, Umzug oder Festball; diese sind Zutaten der späteren Entwicklung und stammen aus der Festkultur der Handwerker. Die Fahne, die an der Bahn aufgepflanzt wird, auch das Auftreten der Narren gehören schon in ältere Schichten des Brauchtums. Einzigartig aber ist die Anlage der Tanzbahn und der offenbar uralte Tanzschritt, hier Kiebitzschritt genannt, nach dem eigenartigen Hüpfen. In Kreta heißt er Kranichtanz. Dieser Schritt nun läßt die von Hamkens nicht erwähnte Erhaltung des uralten Maifestes unserer Vorfahren im alljährlich zur Frühlingszeit von den Kindern gesprungenen Kinderspiel, das als Paradiesspiel, Himmel und Hölle, Himmelhuppe usw. bekannt ist, erneut deutlich werden. Schon vor dem Weltkrieg hatte H. Wiechel für Sachsen dies Spiel genau untersucht und auf den Zusammenhang mit den Trojaburgen hingewiesen. Später kennzeichnete E. Schnippel den Zusammenhang zwischen den ostpreußischen „Jerusalemshügeln" und dem Frühlingsspiel der Kinder. Während des Weltkrieges gelang es mir, die Verbreitung des Spiels besonders auf der Balkanhalbinsel nachzuweisen. Auch wurde das Tänzelfest der Kinder in Kaufbeuren und das „Schlangenziehen" beim Naumburger Kirschfest in die Betrachtung hereingezogen. Endlich hat die neuere Erforschung des Schwerttanzes (Meschke) darauf hingewiesen, daß „zwischen Band- oder Tiergeflechtornamenten der Völkerwanderungszeit und dem Schwerttanz eine frappante Übereinstimmung des Stiles besteht..." „Der Tanz ist ein Schlingen und Auflösen, ein dauerndes Geriesel von Linien. Nur das Ende dieses fortwährenden Verflechtens der Linien wird dadurch eine besondere Note hervorgehoben, bekommt einen mimischen Inhalt, der als das eigentliche Ziel dieses Flechtens erscheint, als der Hauptblickpunkt, auf den zu und um den herum sich die Linien schlingen. Schwerttanzfiguren und Linienführung der Windelbahn gehören einem Kunstwillen zu. Sie sind germanisch. Vielleicht kann bei der Weitererforschung des zum Verständnis der germanischen Jungmannschaft hochwichtigen

Schwerttanzes die Trojaburg, und besonders die Stolper Windelbahn berücksichtigt werden. Schwerttänze wurden ja sehr eifrig von den Gesellenvereinigungen in den deutschen Städten gepflegt, wie hier das Windelbahnfest von den jungen Schuhmachern. Übrigens ist auch der von Hamkens erwähnte Morristanz als Mohrentanz häufig von Handwerksgesellen aufgeführt worden, ich nenne einen Morischkotanz in Nürnberg 1479, einen Mohrentanz in Eger oder die Aufführung des Mohrentanzes durch die Schneider zu Straßburg 1538. Ferner wird er gemeldet aus Winterthur, Zürich, Bern, Frankfurt am Main und Danzig (noch 1698). Dieser Mohrentanz ist weiterhin verwandt mit dem Imster Schemenlaufen und dem Hobby Horse englischer Tänzer zu Weihnachten. Er gehört also in die kultische Sphäre. Wie stark man später die altertümliche Eigenart des Tanzes in der Windelbahn empfand, dafür zeugt, daß die Stolper Schuhmacher ihr Fest als Stiftung eines ihnen besonders gewogenen Fürsten Kroy erklären, ebenso wie man in Kaufbeuren Gustav Adolf von Schweden für den Stifter des Kinderfestes hielt.

Das Stolper Windelbahnfest zeigt mithin, daß selbst in den Kreisen des städtischen Handwerks das altüberlieferte kultische Brauchtum noch lange nachwirkte. Für Stolp aber wäre ein altes Sonnenheiligtum anzunehmen.

Schrifttum: Ernst Krause, Die Trojaburgen Nordeuropas. Glogau 1893. — H. Wiechel in den Mitteilungen des Vereins f. sächs. Volkskunde, Band VI, 1912—1916, S. 97 und 200. — Paul Liebeskind, Trojaburgen in Thüringen. Zeitschrift: Mark Zeitz, 1921, Nr. 25 ff. — Weiteres Schrifttum in meinem Aufsatz Trojaburg — Maigraf — Zunftfest; Mitteldeutsche Bl. f. Volkskunde, 2. Jg. 1927 S. 61—67. — Ferner: E. Schnippel, Ausgewählte Kapitel zur Volkskunde von Ost- und Westpreußen. Bd. 1. Danzig 1921. — Unser Pommerland. Jg. 1925. Stettin. (S. 332.) — Kurt Meschke, Schwerttanz und Schwerttanzspiel im germanischen Kulturkreis. Leipzig und Berlin 1931.

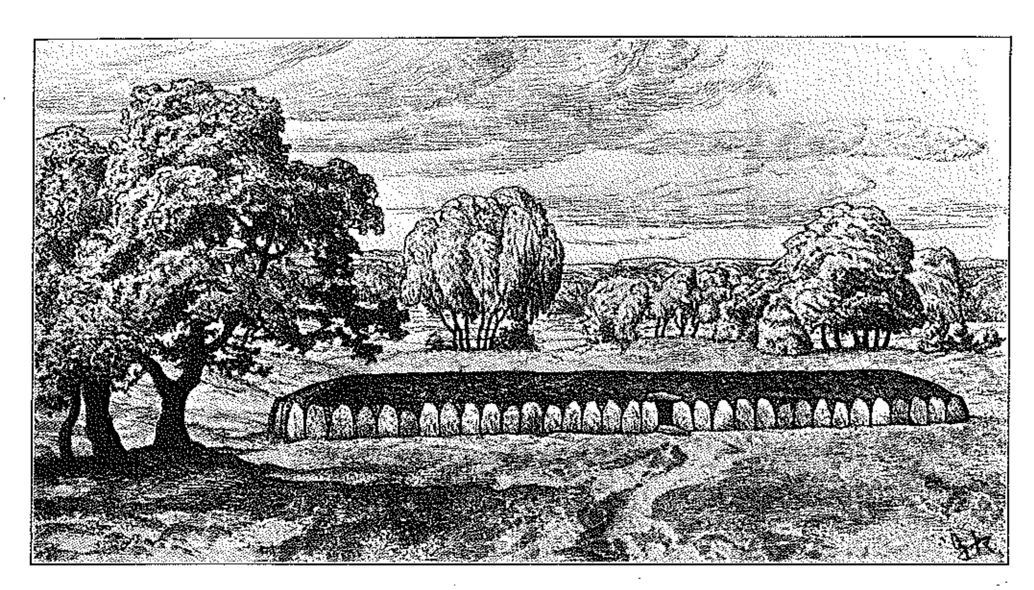
Anmerkung der Schriftleitung: Das Windelbahnfest ist im Jahre 1935 zum ersten Male wieder in den alten Formen begangen worden. Ein ausführlicher Bericht von H. Beyer ist in der Zeitschrift „Volkstum und Heimat" vom August 1935 veröffentlicht. Pl.

Korrigierte Steinzeitbauten?

Von einem Leser wird uns die Nummer 319 der „Oldenburgischen Staatszeitung" vom 24. November 1935 zugeschickt. Darin steht ein Aufsatz von Michaelsen, „Der Wiederaufbau der Hünenbetten in Kleinenkneten". Warum müssen die „Hünenbetten" wieder aufgebaut werden? fragt sich der Leser. Aus dem kurzen Aufsatz erfährt er, daß an der „Doppelanlage der Großen Steine" Ausgrabungen vorgenommen sind, die die darin gesetzten Hoffnungen voll erfüllt hätten. Die Ergebnisse sollen „den Aufbau und den Zweck dieser großen rechteckigen Steinsetzungen klären".

Sehr löblich, und anerkennenswert sind auch die ehrenvollen Worte, die den Erbauern dieser Grabanlagen, den Steinzeitleuten, gewidmet werden; anerkennungswert ist endlich die Folgerung: „Darum ist es unsere Pflicht, sie als heilige Vermächtnisse unserer urgermanischen Vorfahren, welche Jahrtausende überdauert haben, zu erkennen und in Ehren zu halten." Das ist in der Tat unsere heilige Pflicht. Um so mehr aber staunt man, wenn man unmittelbar darauf den folgenden Satz liest: „Der überwältigende Eindruck, den der augenblickliche Grabungszustand vermittelt, würde aber schnell wieder in Vergessenheit geraten, wenn nach Beendigung der Untersuchung die Hünenbetten zum alten vorgefundenen Zustand einfach wieder hergerichtet würden. Deshalb hat sich die Grabungsleitung entschlossen, die Denkmale so wiederherzustellen, wie sie, nach den Grabungsergebnissen zu schließen, von unseren steinzeitlichen Vorfahren dereinst aufgebaut wurden."

Da muß der Laie und besonders der Fachmann staunen. Bisher war es Brauch bei der Erforschung germanischer Altertümer, sich in sachlicher Ehrfurcht an das zu halten, was vorhanden ist, und zwar in der Gestalt, wie es uns der Boden selbst, die einzige unbe-



„Berichtigtes" Hünenbett in Kleinenkneten

stechliche Instanz, bewahrt hat. Ferner war es löblicher Brauch, die Grabungen so vorzunehmen, daß sowohl die Grabung selbst, wie auch ihre Ergebnisse von fachkollegialer Seite zur Kenntnis genommen und nötigenfalls nachgeprüft werden können. Und unerläßlich war es endlich, den Gegenstand der Grabung wieder in einen solchen Zustand zu bringen, daß anderen Fachwissenschaftlern, die vielleicht von anderen Gesichtspunkten aus daran Feststellungen treffen wollen, eine greifbare Möglichkeit dazu bleibt,

Nicht üblich war es, wenigstens bei Geschichtsschreibern, wenn sie einen alten Text emendiert, korrigiert und interpoliert hatten, nun das originale Pergament zu vernichten und ihr vermeintlich allein einwandfreies Forschungsergebnis an seine Stelle zu setzen. Wer so verführe, der würde die einzig und allein maßgebliche *Urkunde*, d. h. die letzte und oberste Instanz für jede Forschungsarbeit, vernichten und damit jede *objektive* Forschung unmöglich machen. Uns scheint, was für den Geschichts*schreiber* gilt, das gilt in ebenso hohem Maße auch für den Geschichts*gräber*. Er kann sich niemals das Recht nehmen, eine *Urkunde* nach seinen Forschungsergebnissen umzumodeln; auch dann nicht, wenn er sich als allein maßgeblichen Vertreter einer objektiven Wissenschaft betrachtet. Denn das wäre das Gegenteil von wissenschaftlicher Objektivität, für die immer nur das tatsächliche *Objekt* maßgeblich bleibt, und nicht eine noch so gut begründete Lehrmeinung; auch dann nicht, wenn diese bestimmt ist, eine andere Meinung totzuschlagen.

Der Fall scheint uns grundsätzlich von so hoher Bedeutung, daß er die größte Aufmerksamkeit derer erregen muß, die mit der Wahrung der heiligen Vermächtnisse unserer urgermanischen Vorfahren im nationalsozialistischen Deutschland betraut sind. Ob es in diesem *Einzelfalle* noch möglich ist, drohendes Unheil zu verhüten, entzieht sich unserer Kenntnis. Aber es dürfte im heutigen Deutschland nicht an Mitteln dazu fehlen.

E.

Wenn die mechanischen Köpfe wieder über alles siegen, was Herz und Gemüt hat, so gibt es keine Erhebung Preußens aus dem Fall. Scharnhorst.

Alte Hirtenrufe, Zeugnisse für die Gesangskunst unserer Ahnen
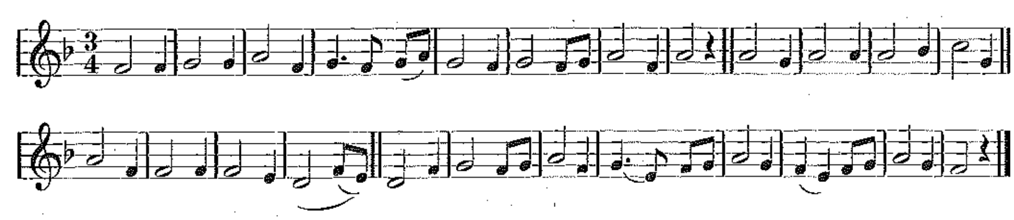
Von K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

In den letzten Jahrzehnten ist unsere Kenntnis von dem Leben und Treiben unserer Vorfahren bedeutend gewachsen. Auf vielen Gebieten sehen wir heute klarer. Aus den Gräberfunden können wir uns sogar ein genaues Bild von der äußeren Erscheinung, der Haar- und Barttracht, der Kleidung, dem täglichen Leben unserer Vorfahren verschaffen. Eines der noch in dämmerhaftem Dunkel liegenden Gebiete ist die Musik unserer Ahnen. Aus der Urzeit selbst ist nichts oder wenig überliefert, abgesehen von verschiedenen Musikwerkzeugen, wie etwa den Luren.

Bei der Beschäftigung mit dem altüberlieferten Volksliede meiner lippischen Heimat fiel mir nun eine gewisse Ähnlichkeit der bei uns noch lebenden Hirtenrufe mit einem Gesange auf die Schlacht bei Fontanet in Burgund im Jahre 841 auf, der Dreibrüderschlacht zwischen den Enkeln Karls I. und Söhnen Ludwigs des Frommen, also der Franken, eines stammverwandten Volkes. Dieser Gesang ist der urkundlich älteste Überrest der Musik des Abendlandes, wie Erk-Böhme[1] schreibt. Die Uraufzeichnung befindet sich in der Nationalbibliothek in Paris, Handschrift Nr. 1154. Eine schriftgetreue Nachbildung gibt Fetis, Biographie universelle des musiciens I. Einleitung, ebenso E. de Coussemaker, Histoire de L'harmonie au Moyen-âge. Paris 1852. Tafel I.
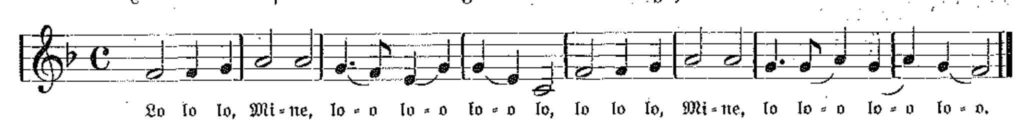
Der lateinische Wortlaut des Liedes tut hier nichts zur Sache und wird darum nicht mitgeteilt; wir beschränken uns auf die Wiedergabe der Noten.

Gesang auf die Schlacht bei Fontanet 841

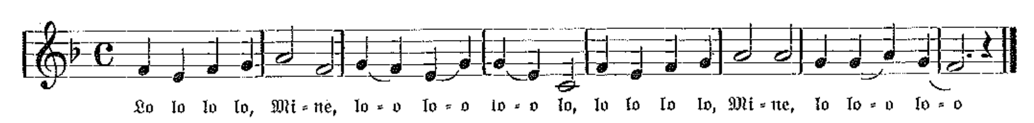


Und nun sollen zum Vergleich einige lippische Hirtenrufe folgen, wie ich sie bereits vor einigen Jahren in meinem mundartlichen Liederbuche[2] mitgeteilt habe.

Hirtenruf aus der Gegend von Voßheide und Lütte



Ein anderer Hirtenruf aus der Gegend von Voßheide und Lütte



[1] Ludwig Erk und Franz Böhme, Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren deutschen Volkslieder nach Wort und Weise aus der Vorzeit und Gegenwart. II. Leipzig 1925, S. 7.

[2] Wehrhan, Karl, Lippske Leuer. Leuerbeok für den plattduitsken Vereun in Deppelt. Detmold 1925. S. 23 ff.

Doppelruf zwischen Kuhhirt und Ziegenhirt aus den Budenhauser Bergen

De Kéuheuer:

Kuikel, muine Kögge! Kinners, de ge-fallt jugg wall! Sök-ke stol-te sef-se hät nenn annre Stall!

De Siegenheuer:

Muine leuben Siegen sind vörwohr doch wal wat wert! Wat sind lüt-ke Lui-e sunner Kaf-fee-perd?

Diese Hirtenrufe können und wollen keinen Anspruch darauf machen, etwa die Weise des obigen Gesanges auf die Schlacht von Fontanet mehr oder weniger überliefert zu haben, dürfen aber doch wohl herangezogen werden als Beispiel für die Gleichheit und Einfachheit der Form, wie sie sich seit alter Zeit erhalten hat, für den Geist, der sich in ihnen offenbart, für das fast gleichgebliebene Sich-geben,, für die seelische Stimmung, die sich äußert. Solche Äußerungen musikalischer Art sind wichtig. Es ist notwendig, allen, auch den geringsten Spuren nachzugehen, weil sich die Forschung bisher fast ausschließlich und einseitig aufs Wort eingestellt und den melodischen Sang dabei vernachlässigt hat, wie schon Moser[1] bemerkt. Daß der Takt bei den Hirtenrufen vierteilig, in dem Schlachtgesange dreiteilig ist, will nicht viel bedeuten, liegen doch an elf Jahrhunderte zwischen den beiden Singweisen; es kommt hier auf die innere Stimmung an, die aus all diesen Überlieferungen spricht.

Es sind Rufe, die hier zum Vergleich herangezogen werden, eine ganz alte Form der Verbindung oder Verständigung. Schon der Römer Decimus Magnus Ausonius[2] berichtet in seiner „Mosella" von kleinen im Augenblick erfundenen Liedsätzchen, die aus harmlosen Neckereien zwischen dem Wanderer am Ufer und dem Schiffer auf dem Strome entsprangen. Sind die alten Lieder unserer Hirten nicht etwa ganz ähnlich? Auch hier finden wir die Zwiesprache im Liede, auch hier die lustige Neckerei. Und ein weiteres Beispiel ist an derselben Stelle mitgeteilt, ein Beispiel für das Hin und Wider eines derartigen Liedes, eine Stelle nämlich aus der Edda; die „Harbardhshliòdh". Wir müssen nur einmal unsere Hirtenlieder mit derartigen Beispielen vergleichen, um zu erkennen, daß sich in der Überlieferung doch der Geist und der Sinn der alten Zeit erhalten hat und so ein prächtiges Bild der Seelenprägung unserer Vorfahren liefert.

Daß solche Rufe uralt sind, geht auch aus anderen Erwägungen hervor. Unsere Vorfahren waren Bauern und Hirten, und als solche waren sie vielfach stunden- und tagelang draußen in der Natur, nicht beisammen, sondern einzeln, oft wenigstens, und auseinandergezogen. Da ergab sich dann das Bedürfnis, sich zu verständigen auf gewisse Entfernungen, entweder des kranken Viehes wegen oder um Hilfe auf der Jagd herbeizurufen oder aber auch aus lauter Freude am Klange und am Widerhall im Walde. Derartige Versuche, mit anderen in Verbindung zu treten, können wir heutzutage bei den Hirten noch tagtäglich beobachten, wenn sie einsam ihre Herde weiden und in der Ferne einen Genossen erblicken oder auch nur vermuten. Dann rufen sie einander zu, und wenn der bloße Ruf nicht genügt, so werden die hohlen Hände beiderseits an den Mund gelegt, um den Schall zu verstärken und in der gewollten Richtung weiterzuleiten. So sind im Laufe der Zeit allmählich die Hirtenrufe und Hirtenlieder entstanden, und zweifelsohne haben sich in ihnen allerlei Reste erhalten, die uns gestatten, uns ein Bild von der Liedbetätigung unserer Ahnen zu machen.

[1] Moser, Hans Joachim, Die Melodien der ostpreußischen Märchenlieder. (Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, X, 1932.)

[2] Vgl. Germanien, III, S. 126.

Wenn unsere Feinde, die Römer, ein ungünstiges Urteil über den Gesang der alten Deutschen abgegeben haben, so braucht uns das nicht zu wundern, und wir brauchen ihnen auch nicht ohne weiteres zu glauben. Zunächst waren die Römer als Volk eines wärmeren, günstigeren und heiteren Landstriches andere Lieder gewohnt, hatten auch eine andere Stimmbegabung; dann war ihnen gewiß unbekannt, daß auch die Landesnatur und das Klima von bedeutsamem Einfluß auf die Stimmbildung und auf die Liedartung sind. Zum anderen lernten die Römer die Musikbetätigung unserer Ahnen vor allem in den Kämpfen kennen, und wir wissen, daß sich die alten Deutschen mit lauten, hallenden Schlachtrufen und anfeuernden Schlachtgesängen todesmutig in den Kampf warfen. Daß solche Liedbetätigung für die Ohren der Feinde nicht angenehm klang, ist klar, ebenso wie heute das wildmutige „Hurra" der stürmenden Mannschaft auf die Gegner einen erschütternden oder niederschmetternden Eindruck macht. Aus den Nachrichten der Feinde schließen zu wollen, daß der Gesang unserer Ahnen minderwertig gewesen wäre, ist nicht notwendig.

Ob die Hirten bei ihren Zurufen irgendwelche Musikwerkzeuge zur Schallverstärkung zur Hilfe genommen haben, wie es heute noch die Schweizer mit ihrem Alphorn tun, brauchen wir hier nicht zu untersuchen, da die Frage der Musikwerkzeuge unserer Vorfahren hier nicht zur Beantwortung steht[1].

Karl Chlodwig August Heyno, Freiherr v. Münchhausen, wohl ein Sohn oder Verwandter des durch seine Lügengeschichten bekannten Freiherrn Karl Friedrich Hieronymus von Münchhausen, 1720—1797[2], beschäftigt sich in einem Märchen, bzw. einer romantischen Sage „Die Schalmei am Köterberge" mit den Hirtenrufen. Er sagt, daß er als Knabe, etwa in den Jahren 1730—1740, selbst gehört habe, wie die Hirten, wenn sie einander etwas zugerufen hätten, vorher und nachher stets das Wort „Hylo" gesungen hätten, also nicht bloß gerufen, sondern gesungen, also melodisch weitergegeben. Daran knüpft er nun eine Geschichte von einem Jäger Uthorno und der lieblichen Waldgöttin Hylo, die die Schalmei geblasen habe. Ohne auf diese romantische Geschichte näher einzugehen, erscheint sie uns doch als Beweis alter Singbetätigung der Hirten, und die Hirten waren ja ein Stand, der alte Gewohnheiten und Überlieferungen treuer bewahrt hat als andere Volksteile.

Anmerkung der Schriftleitung: Eine Zusammenstellung von Hirtenrufen und Reigen von teilweise sehr altertümlichem Charakter bringt H. J. Mosers neues Buch „Tönende Volksaltertümer" (Max Hesses Verlag, Berlin) S. 86 ff.



Von der Steinkreuzforschung

Steinkreuzforschung in Franken. Im Verein zur Erforschung der Steinkreuze in Bayern (Sitz Nürnberg) konnte der Vorsitzende, L. Wittmann, Nürnberg, mitteilen, daß bis jetzt über 2000 Steinkreuze in Bayern aufgenommen worden seien. Im Jahre 1934 wurden allein 25 Steinkreuze vor der völligen Vernichtung gerettet und wieder aufgestellt. Bei ihren Forschungsfahrten kamen die Mitglieder bis hinauf ins Bambergische Gebiet und bis hinüber nach Waldmünchen. Für das Jahr 1935 plante der Verein eine Lichtbildausstellung, die einen Einblick in die Steinkreuzforschung geben sollte. Auf der Versammlung wurde auch der Entwurf einer Denkschrift

[1] Über die Musikinstrumente germanischer Vorzeit berichtet Oskar Kroll in Germanien, II. Folge 1930, Seite 32 ff., 60 ff., 89 ff.

[2] In: „Westfalen und Rheinland", herausgegeben von E. Knefel. I. Herford 1822, S. 166 ff., 171 ff., 179 ff.

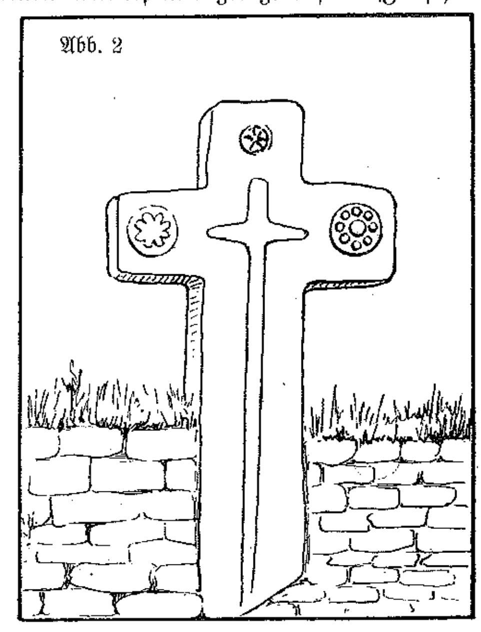
Abb. 1

an die bayrische Staatsregierung beraten, die bezwecken sollte, daß in das kommende Denkmalsschutzgesetz auch die Steinkreuze und steinkreuzähnlichen Steine aus früh- und spätmittelalterlicher Zeit aufgenommen werden. Man versuchte zu erreichen, daß der staatliche Schutz sich auf alle Steinkreuze erstreckt, auf solche, die auf öffentlichem Boden, und auf solche, die auf Eigenbesitz stehen. Das soll dadurch geschehen, daß die Denkmale für Staatseigentum erklärt werden. Ihre Betreuung muß sachverständigen Pflegern obliegen, ihre Veränderung oder Vernichtung strafrechtlich verfolgt werden.

(„Fränkischer Kurier"; mitgeteilt von Prof. Dr. Lösch, Nürnberg.)

Kreuze in Erlenbach und Ober-Jossa. Der Aufsatz von Kunze „Von Steinkreuzen in Feld und Wald" (Germanien 1935, Seite 291) gibt mir Veranlassung, auf einige Steinkreuze hinzuweisen, die ich auf einer Ferienfahrt am Ausgange des Dorfes Erlenbach bei Marktheidenfeld am Main bemerkte.

Die nach einer groben Skizze angefügte Zeichnung (Abb. 1) läßt auf den beiden äußeren Kreuzen eine Sichel erkennen, deren Sinn mir ein Bewohner des Dorfes damit erklärte, daß an dieser Stelle zwei Grasweiber (Schnitterinnen) in Streit geraten seien und sich mit den Sicheln tödlich verletzt hätten (vgl. Kunze S. 297). Über die Bedeutung des mittleren Kreuzes (Abb. 2) konnte ich leider nichts erfahren. Es zeigt aber deutlich ein Schwert in der Mitte, am Kopf ein sechsspeichiges Rad, rechts und links den achtfach geteilten Jahreskreis, einmal in Stern- oder Blütenform, das andere Mal in Form acht kleiner Kreise, die in gleichem Abstand um einen Mittelpunkt gelagert sind. Zwischen


Abb. 2

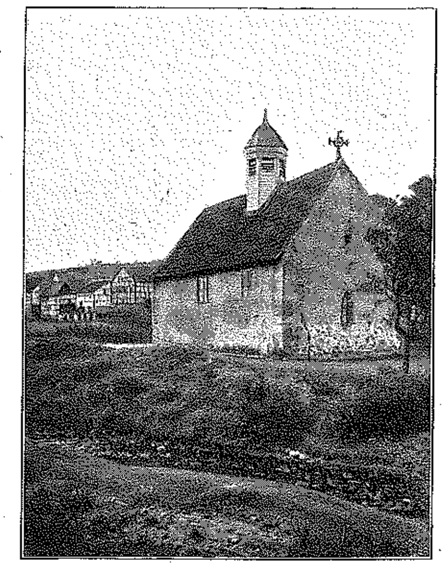


Abb. 3

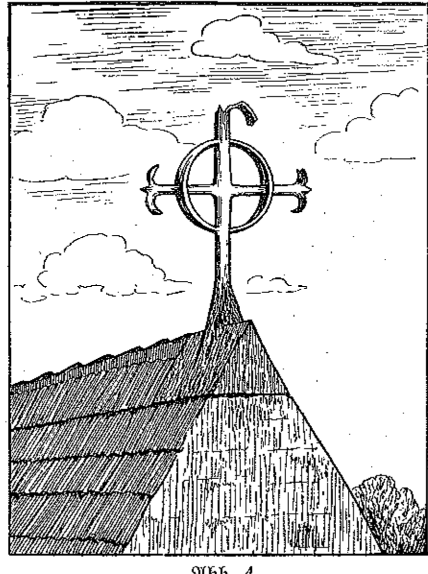


Abb. 4

den Steinkreuzen befindet sich noch eine kleine Nische mit einem Heiligenbild. Wollte man hier einem geweihten Orte den christlichen Stempel aufdrücken? Oder soll der Vorübergehende für das Seelenheil der hier Begrabenen beten?

Auf der gleichen Fahrt konnte ich in dem hessischen Dörfchen Ober-Fossa ein Ringkreuz auf einer im Tale liegenden kleinen Kapelle entdecken (Abb. 3 und 4). Ein alter Schäfer konnte mir keine nähere Auskunft geben. Er wußte nur, daß das Kirchlein früher einmal katholisch gewesen sei und heute noch als einziges Gotteshaus des Dörfchens benutzt wird. Über dem Eingang an der Längsseite der Kapelle stand in einem Balken geschnitzt: renovatum est 1743. Das Innere wies nur einige Bänke und ein Pult auf, die wie die leeren Wände weiß getüncht waren. Weder ein Bild noch ein Gekreuzigter, oder was sonst das Innere einer Kirche schmückt, waren vorhanden. Ernst Steinert.

Zur Steinkreuzforschung. Angeregt durch die Ausführungen von Dr. Kuhfahl über „Runenforschung und Steinkreuzforschung" in Heft 4, „Germanien" 1933, möchte ich auf die Arbeit „Steinerne Zeugen mittelalterlichen Rechtes in Schlesien" von Max Hellmich hinweisen. Sie ist im Jahre 1923 im Selbstverlage des Verfassers in Liegnitz erschienen (Druck von Oskar Heinze, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Liegnitz). Das Werk bringt 434 Abbildungen auf 13 Tafeln, zum größten Teil nach eigenen Aufnahmen des Verfassers gezeichnet. Die Abbildungen zeigen in überwiegender Mehrheit Steinkreuze. Auf einer Tabelle sind die Steindenkmäler alphabetisch nach den Orten angegeben, in denen oder bei welchen sie stehen, ferner sind die Maße und die Gesteinsart, aus der die Denkmäler bestehen, genau angegeben. In einer Ergänzung zu seiner Arbeit von 1923 brachte der Verfasser in den „Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde", Bd. 31, 1930, außer den alten noch einige von ihm bisher nicht angeführte Denkmäler und außerdem 3 Karten von den Regierungsbezirken Breslau und Liegnitz und der Provinz Oberschlesien, in welche die Fundorte der Steindenkmäler eingezeichnet sind. Abweichend von der Meinung, die in unserer Zeitschrift über den Ursprung der Sühnekreuze vertreten wird, kommt Max Hellmich zu dem Schluß, daß der Brauch der Errichtung dieser Denkmäler zwar an die völkische Zugehörigkeit gebunden, jedoch erst in christlicher Zeit entstanden ist. Marie Blenk.

Steinkreuze in Württemberg. In Württemberg wurden in den Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde, 1913, S. 377—426, eine sehr große Anzahl Steinkreuze aufgezählt und behandelt. Auch die Blätter des Württemb. Schwarzwaldvereins bringen einzelne, 1904, S. 202ff., 224 ff., und 1903, S. 240 ff., ebenso die Blätter des Schwäb. Albvereins, 1914, 3. Genaue Erkundung in der Landschaft zeigt aber, daß noch sehr viele andere Steinkreuze (außer den oben erwähnten) sich finden. Im Kreis Öhringen fand ich 26 Stück, teilweise als Sühnekreuze und Gedenkkreuze (1898) nachweisbar, teilweise

an alten und an vorgeschichtlichen Wegen. Im Kreis Künzelsau sind es 17, Neckarsulm 4, Heilbronn 7, in den Kreisen Mergentheim und Gerabronn stellte Postmeister Flack, Mergentheim, je 22 Steinkreuze fest, im Kreis Kreilsheim 10, bei Hall sind es 16.

So wird es auch in anderen Teilen Württembergs mehr geben, als man glaubte. Sie wurden meines Wissens noch nicht durchgearbeitet in Hinsicht irgendeiner Ordnung. Nur bei Ulm wurden einige daraufhin beobachtet. Mattes, Heilbronn.

Die Bücherwaage

Schuchhardt, Carl, **Alteuropa, Kulturen, Rassen, Völker.** Mit 43 Tafeln und 186 Textabbildungen. 3. Auflage. Bei Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1935.

Das bekannte Werk des bekannten Forschers erscheint in dritter Auflage in reicherer Ausstattung, vermehrt um wesentliche Ergebnisse der neueren Sachforschung, und bleibt daher eine Fundgrube unserer Vorgeschichtsforschung. Auch dann, wenn man die Art zu sehen nicht in jedem einzelnen Falle teilen kann, besonders bei der Beurteilung der Dinge des alten Nordens. Ich greife als Beispiel die Deutung des berühmten Wandsteines von Kiwik heraus, die Schuchhardt folgendermaßen auffaßt: „Oben rechts werden Luren geblasen, links wird anscheinend Feuer gequirlt, wobei die obere Querstange des Bohrers mit großen Gewichten (Sandsäcken?) beschwert ist... In der Mittelreihe stehen langbekleidete Frauen um den Bottich mit Opferblut. Die beiden Szenen der unteren Reihe sind noch ungedeutet; links scheinen drei Gefesselte von einem Schwertmanne in einen Kreis geführt zu werden." — Die Deutung der Hornbläser und der Feuerbohrung ist zweifellos richtig, um so willkürlicher ist der „Bottich mit Opferblut". Hier wird nach einem Schema gearbeitet: eine germanische Weihehandlung ist schlechthin gleichbedeutend mit einem Menschenopfer, das dann einfach hineingedeutet wird. Dabei zeigt gerade die richtige Deutung der oberen Figuren einen viel sinnvolleren Weg. Denn zweifellos ist das Hornblasen und das Feuerbohren ein wintersonnenwendlicher Brauch; der sogenannte „Bottich" aber gleicht vielmehr einer Wiege. Und wer ein Gefühl für den Zusammenhang germanischer Dinge über lange Zeiten hinweg hat, der wird ohne weiteres an die uralte Geschichte verfallen, in der die „Feen" an die Wiege des Neugeborenen treten, ihm ihre Gaben zu bringen, wie sie uns noch das Dornröschenmärchen in deutlichem Zusammenhange mit dem Wintersonnenwendemythos zeigt, und wie es das Eddalied aus der Heimat des Kiwikksteines noch viel früher weiß: „... da hatte Helgi, den hochgemuten, Borghild geboren in Bralunds Schloß. Nacht war's im Hof, Nornen kamen, sie schufen das Schicksal dem Schatzspender: der Herrscher hehrster sollte er heißen, der ruhmreichste Recke werden". — Das ist etwas anderes als ein Menschenopfer mit einem Blutbottich. Wenn man liest, daß Helgi „im Fesselhaine" geboren wird, so mag man auch für das untere Bild eine Erklärung finden, ohne daß diese gerade nach Blut zu riechen braucht. — All das als Randbemerkung; es soll das Gesamtverdienst des Buches nicht beeinträchtigen, das im übrigen in die alte Irrlehre von dem Urlicht aus dem Osten gründliche Bresche gelegt hat. Plaßmann.

Ernst Viktor Zenker, **Religion und Kult der Urarier.** Berlin 1935, Luken & Luken Verlag. 183 Seiten. Leinen 4,80, brosch. 3,60 RM.

Zenker versucht eine Zusammenfassung der wesentlichen Züge der urindogermanischen Religion und des ur-indogermanischen Kultes zu geben. Sein Buch ist gewandt geschrieben; es bringt keine eigenen neuen Forschungsergebnisse, sondern versucht eine Darstellung des heutigen Forschungsstandes. Dabei bringt Zenker allerdings neue Gesichtspunkte, eigene Begründungen und eigene Zusammenstellungen. Leider gibt er nicht die Quellen an, denen er am meisten verpflichtet ist. Wohl erwähnt er einige Namen (Hertel, v. Schroeder, Wilamowitz, Wirth, Frobenius, Teudt u. a.), aber meist ohne genauere Angaben.

Nach einer allgemeinen Einführung stellt Zenker im ersten Abschnitt den „gemeinindogermanischen Feuerglauben" dar, wobei er sich im wesentlichen an Hertel anschließt, dessen wichtige „arische (d. h. indoiranische) Feuerlehre" er öfter durch Belege aus germanischer Überlieferung glücklich ergänzt. Zenker hat richtig erkannt, daß im Mittel-

punkt der ur-indogermanischen Religion der Feuerkult steht. Wir lesen, daß das wichtigste indogermanische Jahresfeuer das Julfeuer als Wintersonnenwende-Neujahrsfeuer war (S. 41) und dieses mit der allgemeinen Herderneuerung verknüpft war (S. 43). Diese Annahmen werden von Zenker nicht weiter begründet; ich muß betonen, daß ich sie in verschiedenen Veröffentlichungen und Vorträgen seit 1932 dargelegt und zu begründen versucht habe. M. W. ist nur von L. v. Schroeder bisher eine ähnliche These verfochten worden, der aber die allgemeine Herderneuerung der Indogermanen in das Frühjahr verlegt.

Als beachtenswert sei noch hervorgehoben, die Darlegung über die Gigantomachie als indogermanischer Mythos (S. 77 f.), die Annahme des ur-indogermanischen Alters der Vestalinnenschwesternschaft (S. 40, 129 f., 132). Allzu zweifelnd scheinen mir die Ausführungen über die astronomischen Kenntnisse der Germanen (S. 55 f.) und die Behauptung, die heute allerdings sehr beliebt ist, daß eine Mutter-Erde-Gottheit für die Ur-indogermanen unbeweisbar wäre (91 f.). Da der Verf. durchweg gut unterrichtet ist, fällt besonders auf die unzulängliche Auslassung über die „Isis" und Nerthus des Tacitus (57, 82 ff.), über das Alter der indogermanischen Zwillingsgottheiten (121 Anm.). Am ur-indogermanischen Alter der „Dioskuren" ist längst kein Zweifel mehr möglich, ebensowenig an ihrer Beziehung zum Roß (siehe Germanien 1933, Heft 6/7, mein Aufsatz über den Zobtenberg, wo die bedeutsamen Arbeiten von R. Much angeführt werden). Als ganz abwegig ist schließlich der Versuch zu bezeichnen, Rassen„geist" und Rassenleib gänzlich auseinander zu reißen (S. 151 f.) und in Verfallsformen des Ostindogermanentums die „hohen reinen Grundgedanken der alten Rassenreligion" am treuesten bewahrt zu finden (S. 153). Die ur-indogermanische Religion ist keine Erlösungsreligion und konnte sich nie zu einer solchen entwickeln.

Wir müssen uns versagen, auf weitere Einzelheiten einzugehen. Trotz der Aussetzungen bleibt das Buch wertvoll.

Dr. Otto Huth.



(Die Übersicht ist nur berichtend und bedeutet keine Stellungnahme im Einzelnen)

Zur Geisteskultur der Germanen und ihrer Ahnen

Luise Holtei, **Früheste Spuren nordischen Wesens in der urzeitlichen Bildkunst Franko-Kantabriens.** Mannus, 27. Jahrg., Heft 3/4, 1935. Verlag Kabitzsch-Leipzig. Die eiszeitliche Kunst des franko-kantabrischen Kulturkreises, deren Hauptgegenstand das jagdbare Wild ist, ist bisher als rein realistische Kunst mit magischen Zwecken gedeutet worden. Die Verfasserin zeigt nun in ihrer Arbeit, daß es sich hier gar nicht um „realistische" Darstellung handelt, sondern daß dieselben Schaffensgesetze, die später das Wesen der nordischen Kunst bestimmen, schon hier wirksam sind und den dargestellten Gegenstand über die Zufälligkeiten des Einzelfalles hinaus ins Unbedingte hinaufheben. Der gleiche Wesenszug zeigt sich in der Ballung der Spannungen und der überlegenen Beherrschung der Einzelteile. Wir haben es also bereits im jüngeren Diluvium mit einer im tiefsten Wesen echt nordischen Kunst zu tun, und auch der sinnbildliche Gehalt dieser Darstellungen darf, wie schon Strzygowski erkannt hat, als ausgesprochen nordisches Merkmal gewertet werden. / Andreas Oldeberg, **Fisch- und Vogelfiguren auf einem Bronzemesser von Bohuslän.** Fornvännen. Heft 6, 1935, Stockholm. Auf einigen Bronzegegenständen Schwedens, Dänemarks und Norddeutschlands — nicht aber Norwegens — finden sich realistische Fisch- und Vogeldarstellungen, die innerhalb der sonst ganz unrealistischen Kunst des Nordens auffallen. Offenbar haben sie eine tiefere als nur schmückende Bedeutung. Es darf auf den Vogel als Seelenwesen und seine Beziehungen zum Baumkult verwiesen werden. Der Vogel als Verkörperung von Naturmächten scheint europäischen Ursprungs zu sein, das Fischsymbol den orientalischen Fruchtbarkeitskulturen zuzugehören. / Jörg

Lechler, **Kreuz, Hakenkreuz und Irminsul,** Mannus, 27. Jahrg., Heft 3/4, 1935. Ausgehend von einem Altarbehang und Marienmäntelchen aus dem Halberstädter Domschatz, beide reich mit Hakenkreuzen geschmückt, behandelt die Arbeit die Bedeutung von Radkreuz, Hakenkreuz und Lebensbaum-Irminsul für die christliche Symbolik. Alle drei sind rein nordische, indogermanisch-germanische Zeichen, während die „typisch-christlichen" Sinnbilder Fisch, Taube mit Ölzweig, der gute Hirte usw. gewesen sind. Auch das gleicharmige und das sogen. lateinische Kreuz entstammen der nordischen Symbolik, und noch bis ins Mittelalter ist man sich bewußt gewesen, daß das Hinrichtungswerkzeug Christi T-förmig gewesen ist. In den ersten Jahrhunderten u. Z. erscheint vor allem das Heilszeichen des Hakenkreuzes ganz besonders häufig auf germanischem Gebiet, und angesichts des bedeutenden Anteiles an Germanen im römischen Heere mußte das Christentum, noch bevor es zur Staatsreligion erhoben wurde, mit diesen tiefeingewurzelten Sinnbildern rechnen, d. h. es machte sie sich zu eigen. So finden wir in den Katakomben Roms nächst den urchristlichen Symbolen zuerst das Hakenkreuz und später erst das gleicharmige. Auch das auf germanischem Boden missionierende irische Christentum ist ganz und gar erfüllt von der Welt dieser urnordischen Sinnbilder. Diese Tatsachen zeigen erneut, daß die geistige Welt des Germanentums damals eine Macht darstellte, mit der man rechnen mußte und über die man nur Gewalt gewinnen konnte durch äußerste Angleichung, was freilich sehr bald von Rom vergessen worden ist. Aber die alten Sinnbilder lebten fort bis weit ins Mittelalter hinein, wenngleich das Hakenkreuz mehr und mehr schwand zugunsten des gleicharmigen Kreuzes, das sich leichter der entstehenden Vorstellung des Christuskreuzes anpaßte. — Durch **neuere** Untersuchungen ist das Hakenkreuz auch für die nordische Jungsteinzeit erwiesen, etwa gleichaltrig dem Vorkommen in Siebenbürgen und Mähren, und wenn es neuerdings, und zwar als Windsymbol, auch in der sumerischen Kultur festgestellt werden konnte, so darf es hier bereits in übertragenem Sinne gedeutet werden, denn der Wind bedeutet für Mesopotamien eben Fruchtbarkeit. Der Aufsatz ist von einer besonders großen Zahl von Abbildungen begleitet. / J. Hopmann, **Methodisches zur vorgeschichtlichen Sternkunde.** 2. Die Heiligen Linien, ebenda. In Fortsetzung der Untersuchungen über die Ortungsfrage, über die berichtet wurde, behandelt Prof. Hopmann hier die Heiligen Linien in Ostfriesland. Er legt besonderen Wert auf eine einwandfreie Methodik solcher Untersuchung, für die er hiermit zugleich ein Beispiel gibt. Diese genaue Arbeitsweise ergibt für Ostfriesland sogar noch eine größere Wahrscheinlichkeit, als sie den Arbeiten Dr. Röhrigs, ihres Entdeckers, zu entnehmen ist. Was die Zeitstellung dieser vorgeschichtlichen Ortungen betrifft, so läßt sich nur feststellen, daß sich die Berechnungen mit unseren vorgeschichtlichen Zeiträumen nicht im Widerspruch befinden. Genaue Angaben sind unmöglich. / Otto Sigfrid Reuter, **Astronomie und Vorgeschichte.** Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrg. Nr. 1. Berlin 1936. Der Verfasser der „Germanischen Himmelskunde" legt kurz, aber eindringlich die Haupttatsachen dar, die die Selbständigkeit und das hohe Alter der germanischen Himmelsbeobachtung und -berechnung erweisen. Eine glückliche Zusammenfassung der Hauptergebnisse seines Werkes. / Karl Bornhausen, **Die nordische Religionsvorstellung vom Sonnengott,** ebenda, Nr. 2. Seit Tacitus gilt die Vorstellung, die Germanen hätten keine bildliche Darstellung ihrer Gottheiten gekannt. An einer Reihe von Bildwerken, vor allem aus spätkarolingischer und romanischer Zeit, läßt sich jedoch nachweisen, daß den Germanen schon vor Eindringen des Christentums die Darstellung einer vor dem Kreuze stehenden Gottheit, und zwar einer königlichen, voll bekleideten Gestalt, geläufig gewesen sein muß. Die begleitenden Sonnensinnbilder erweisen sie als Sonnengott. Christus am Kreuz und der Sonnengott vor dem Kreuz verschmelzen miteinander, wobei zunächst die Sonnengottmerkmale durchaus überwiegen. Die Überlieferung daran ist nie ganz verloren gegangen, wie z. T. recht späte Bildwerke erweisen. / Eckgard Unger, **Hakenkreuz und Thorshammer als Sturmsymbol des Wettergottes,** ebenda, Nr. 6. Zu den beiden sumerischen Hakenkreuzen, die Verf. bekannt gemacht hat, tritt noch ein gleichaltriges drittes, und zwar eine rein geometrische Strichzeichnung auf einer Tontafel. Der Aufsatz verfolgt sodann das Vorkommen von Hakenkreuzen mit Sturm- oder Windsinnbildern bei verschiedensten Völkern und bis in die germanische Zeit hinein. Auch die noch heute auf Island und im Norden geläufige Bezeichnung „Thorshammer" für das Hakenkreuz spricht dafür, daß das Radkreuz das Zeichen der Sonne, das Hakenkreuz aber das Sinnbild des Wettersturmes gewesen ist.

Hertha Schemmel.



Unsere **Ortsgruppe Gelsenkirchen** ist unserem vormonatlichen Verzeichnis von Ortsgruppen und Arbeitskreisen noch hinzuzufügen. Die Anschrift lautet:
Lehrer F. Wilms, Gelsenkirchen, Ringstr. 36.

Anschriftenänderung unserer Ortsgruppe Heidelberg:

Dr. Otto Uebel, Heidelberg-Rohrbach, Odinspfad 3.

Freunde germanischer Vorgeschichte e. V.

im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte

Hauptsitz Detmold

9. öffentliche Tagung in der Pfingstwoche 1936 in Mannheim

Es ist folgende Tagesordnung in Aussicht genommen:

Mittwoch, den 3. 6. 1936

Nach dem Begrüßungsabend am Dienstag im Rittersaal des Schlosses findet am Mittwoch der große Ausflug statt nach Dürkheim-Krimhildenstuhl (früher Brunholdisstuhl), Heidenmauer, Limburg oder Teufelsstein und Eberskopf.
Mittags Eintopfgericht im Winzerverein.
Nachmittags Weiterfahrt nach Speyer. Besichtigung des Domes und Museums (germanischer Teil.
Abends Vortrag in der Kunsthalle, Beisammensein im Rosengarten.

Donnerstag, den 4. 6. 1936

Fahrt nach den Heidenlöchern bei Deidesheim.
Mittags Eintopfgericht im Heidelberger Schloß.
Nachmittags Weiterfahrt zum Heiligenberg, Thingstätte, Ringwall, Michaelisbasilika.
Gemeinschaftsabend im Friedrichspark.

Freitag, den 5. 6. 1936

Ein Teil unserer Freunde besucht den Donnersberg, der andere folgt einer Einladung von Frau Merck nach Darmstadt.

Vorträge und Berichte:

Plaßmann, Schmieder, Schöll, Sommer, Sprater, Teudt, Teuffel.
Genaueres und Endgültiges im Maiheft.
Anmeldungen und Wohnungsgesuche bis 25. Mai an den Altertumsverein in Mannheim, Schloß.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Viergutz, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. IV. Vj. 1935 3200. Pl. Nr. 3.

20. 3. 1936.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936 April Heft 4

Otto Sigfrid Reuter: Germanische Himmelskunde

Rundfunkvortrag, gehalten am 9. Jan. 1936 17.40 im Reichssender Leipzig

Wir wissen alle, daß vor mehr als einem Jahrtausend die mächtige südeuropäische Kulturwelle das geistige Erbgut unseres germanischen Lebenskreises zu einem nicht unerheblichen Teile verdrängt hat. Die Frage nach unserer Vorzeit: Wie lebten und dachten unsere Voreltern, als sie noch rein und unvermischt aus ihrem eingeborenen Wesen lebten?, soll von der allgemeinen Vorgeschichtswissenschaft beantwortet werden. Sie geht ja nicht nur den Gelehrten an, sondern jeder von uns, jeder Volksgenosse wird von dem Ergebnis dieser Forschung berührt. Es ist nicht gleichgültig, ob ich aus Eigenem, nicht gleichgültig, ob ich aus Fremdem gewachsen bin. In den großen Aufgaben der Gegenwart und Zukunft, in der Neugeburt einer germanischen Weltanschauung brauchen wir nicht nur etwa die willkommene Mehrung einer Traditionsmasse, sondern auch das Bewußtsein einer geistigen Urverbundenheit, das sich der beglückenden Erfahrung eines rassischen Urwillens gesellt.

Den großen Bahnbrechern unserer Vorzeitforschung, vor 100 Jahren Jacob Grimm, in den letzten Jahrzehnten dem leidenschaftlichen Stürmergeist unseres Gustaf Kossinna, danken wir, daß Märchen und Göttersage, Sprach- und Rechtsaltertümer, daß die handwerkliche und künstlerische, die kriegerische und die Siedlungskultur unserer Vorzeit zu beträchtlichem Teile wieder ans Licht gekommen sind. Unerörtert ist aber bisher geblieben die Kunde vom gestirnten Himmel, der doch auch unseren Vorfahren geglänzt hat. Während die Himmelskunde stets als ein besonderes Ruhmesblatt der antiken Kulturen, des ägyptischen, des babylonischen und griechischen Altertums, gegolten hat, hat man dem germanischen Norden selbst die bescheidensten Anfänge einer planmäßigen Beobachtung abgesprochen. Nun ist aber gerade die Himmelskunde ein Prüfstein für die selbständig sich regende Kulturbegabung eines Volkes, und es ist daher begreiflich, daß auf